Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Heimlich verlobt.

Der Schnellzug war soeben in den Bahnhof eingelaufen, aber nur einige wenige Reisende entstiegen dem Zuge, der alsbald wieder weiter raste — immer dem fernen, fremden Osten zu! Unter denen, die ausgestiegen waren, befand sich ein junger Mann, der sich neugierig und etwas verwundert auf dem kleinen Bahnhofe umschaute; aber weltgewandt, wie er war, befand er sich bald darauf in einer der altmodischen

Droschken, die hinter dem Bahnhofgebäude standen, und fuhr der Stadt zu.

Einhundertundzwanzig Meilen weit kam er her; fast anderthalb Tage war er ohne Unterbrechung gefahren, und nun zog er an einem schönen, warmen Sommernachmittage, das Gepäck vor und neben sich, in diese Stadt ein, die ihn auf Jahre und Jahrzehnte hinaus beherbergen sollte. Im gemächlichen Trabe ging es die Bahnhofstraße dahin nach der Stadt zu und dabei an zahlreichen Fußgängern vorüber.

„Das sind sie, in deren Mitte ich nun treten soll," so dachte unser Ankömmling für sich, „heute bin ich ihnen allen fremd; bald aber kennt mich vielleicht jeder von ihnen! Der eine Graubärtige dort mit dem eleganten weißen Cylinder ist vielleicht mein hoher Chef in eigener Person, und mit den beiden etwas mager geratenen Mädchen, die er zur Seite hat, tanze ich gar schon auf dem nächsten Balle meine Pflichttänze." —

Jetzt ging es über eine lange hölzerne Brücke hinweg, dann noch über zwei kleine eiserne Brücken — an Brücken und Wasserläufen schien hier kein Mangel zu sein — und schließlich durch ein enges Thor hindurch in die Altstadt hinein. Bald hielt der Wagen vor dem Gasthaus, dem ersten der Stadt; der Hausdiener, einige Kellner und der Wirt sprangen herbei; das Gepäck wurde abgeladen und der Gast auf sein Zimmer geleitet. Hier war es freilich recht ungemütlich; Ofen, Wände und Möbel waren eiskalt, die Luft roch dumpfig und abgestanden. All die hundertundzwanzig Meilen entlang, die er mit dem Schnellzuge durchmessen, hatte das Land lachend vor ihm gelegen, nicht als ob es ihm fremd sei — nein, verführerisch und verheißungsvoll, als ob es ihn freundlich einladen wollte, doch zu ihm zu kommen. Da hatte der Gedanke, daß er so weit weg von der Heimat in die Fremde ging, ihn weiter nicht gedrückt.

Erst jetzt, wo er hier im dumpfen Gasthofzimmer stand, überkam ihn plötzlich, und nun um so stärker, das Gefühl voller Fremdheit, die Sehnsucht nach seinem so gemütlichen Giebelzimmer in Mutters Hause mit ach! dem schönen, breiten Nußbaum davor. Ja, jetzt kam wirkliches, echtes Heimweh über ihn!

Der Kellner erschien mit dem Fremdenbuch und bat ihn um Einzeichnung von Namen und Stand. Kaum hatte derselbe nun seine neugierigen Blicke auf die noch nasse Schrift geworfen, da machte er einen halb vertraulichen, halb ehrfurchtsvollen Kratzfuß und sagte: „Ach, der Herr werden schon seit einigen Tagen erwartet."

„Wieso?" fragte unser Fremdling etwas überrascht, „was wissen Sie davon?"

„Nun ja," erwiderte der Kellner, „die Herren speisen ja alle bei uns zu Tisch, und so ist schon seit einigen Tagen die Rede davon, daß der Herr am Ersten hier eintreffen würden." —

Das klang unserm Fremdling gar vertraut und verscheuchte sein Heimweh. Er sah, er war bereits erwartet; der Kreis von Beamten, dem er angehörte, öffnete sich ihm, bevor er noch da war.

Am Abend seiner Ankunft blieb er aber trotzdem noch einsam an einem abgesonderten Tische des großen Gastzimmers sitzen und gab sich denen, die drüben am runden Stammtische gar fröhlich beisammen saßen, nicht zu erkennen; aber schon am nächsten Abend, nachdem er tagsüber seine ersten Besuche gemacht, saß er mitten unter ihnen am selben runden Tische und fühlte sich da so wohl, als säße er schon seit Jahren am gleichen Platze.

Es war nicht zuviel gesagt gewesen, wenn man ihm daheim die so fernab gelegene Stadt als ein zwar etwas sonderbares, aber doch recht gemütliches kleines Nest geschildert und ihm einen angenehmen Aufenthalt vorhergesagt hatte. Bald trat aber noch etwas ganz Besonderes in der Gestalt der Tochter seines hohen Vorgesetzten hinzu. Es war dies ein ausnahmsweise schönes Mädchen, etwas über Mittelgröße, mit prächtiger aufrechter Haltung, und dabei von einer bestrickenden Anmut in allen ihren Bewegungen. Man begriff nicht, wie dieses Ideal eines Mädchens die Tochter eines solchen formlosen Knirpses von Vater sein konnte! Etwas mehr Übereinstimmung fand sich zwischen ihm und seiner

jüngeren Tochter, dem Sprößling einer zweiten Ehe, einem armen, verwachsenen Kinde, das um so mehr zu bedauern war, als sie — gleich der älteren Schwester — den frühen Tod der Mutter zu beklagen hatte. — —

„Tochter eines Vorgesetzten" zu sein, ist gerade kein besonders glücklicher Umstand, denn gleich dem reichen Mädchen, das da fürchten muß, nur seines Reichtums wegen begehrt zu sein, droht solcher Tochter eines hohen Vorgesetzten das Geschick, nur um des gestrengen Herrn Vaters willen umworben zu werden. Aber auch für den jungen unverheirateten Mann ist es ein mißliches Ding um die Tochter seines Vorgesetzten. Ist er liebenswürdig gegen sie, dann kann ihm wohl vorgeworfen werden, er suche sich damit die Gunst seines Vorgesetzten zu erschleichen; beachtet er sie dagegen gar nicht, um sich solchem Verdacht nicht auszusetzen, dann kommt er in die Gefahr, für ungeschliffen zu gelten. Hier den richtigen Mittelweg einzuschlagen, ist schwer; schwer wenigstens für den, der sich allein von kalt überlegender Klugheit und nicht vom unbewußten Gefühl für das Richtige leiten läßt, jenem Gefühl, welches freilich auch nichts anderes ist als die unbewußt gezogene Summe unendlich vieler verständiger Überlegungen.

Unser Fremdling, wenn er auch, was Verstand anbetrifft, wahrlich nicht zu kurz gekommen war, gab in solchen Fragen mehr auf das Gefühl als auf die Schlüsse kühl abwägenden Verstandes, und so fand er leicht für den Verkehr mit der Tochter seines Vorgesetzten den richtigen Ton. Während der eine Teil seiner Kollegen vor ihr liebedienerisch zu kriechen schien, kehrte ihr der andere beharrlich den Rücken. Nun konnte es freilich nicht besonders auffallen, daß gerade erstere Sorte die weniger Tüchtigen waren, denn diese werden immer Schleichwege suchen, um vorwärts zu kommen. Dennoch war die ganze Art, in welcher auch die Tüchtigeren mit ihr verkehrten, der ganze Ton, in dem sie von ihr sprachen, so ausgesprochen abweisend, daß es jedem, der etwas kühleren Herzens als unser Fremdling es war, sofort auffallen mußte. Da mußte unbedingt noch etwas mehr dahinter stecken als die bloße Furcht, als Streber zu erscheinen, daß auch die Tüchtigen sich so beharrlich abseits von ihr hielten! Irgend ein Ereignis, von dem er nichts wußte, mußte bis hierher seine Schatten werfen, sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß eine so ansehnliche Zahl immerhin netter und wohlerzogener Männer sich so unverhohlen abstoßend gegen die Tochter ihres Vorgesetzten zeigte.

Ganz im Anfange, auf der ersten großen Gesellschaft, die in dem Hause selbst gegeben wurde und wo sie sonst mustergültig die Dame des Hauses darstellte, war ihm auch wirklich der flüchtige Gedanke gekommen, daß hier etwas nicht richtig sei. Er hatte nach den Gründen dafür vorsichtig geforscht, aber nur ausweichende Antworten erhalten. Dies war aber, wie gesagt, noch ganz im Anfange, als er frisch in diese Verhältnisse eintrat und noch ein Auge für die Seltsamkeit derselben besaß. Sehr bald ging ihm in der heftigen Leidenschaft, die ihn unversehens ergriffen hatte, das ruhige Urteil über alles, was sie betraf, verloren.

Wie war das nur so rasch gekommen?

Ja, wer soll das wissen! Ihre blendende Schönheit, ihre liebenswürdige Anmut werden wohl den ersten Stoß gegen sein Herz vollführt haben. Aber dies allein konnte es nicht sein, denn es mangelte in der Stadt nicht an Schönheiten. Vielleicht war es gerade die Zurücksetzung, die sie sonst erfuhr, welche ihm, dem warmen Menschenfreunde, vorerst Aufmerksamkeit, dann Teilnahme, zuletzt aber die Liebe abrang. Vielleicht lag es an ihrer ruhigen, freundlichen und würdevollen Art, in der sie diese offenbare Zurücksetzung ertrug. Vielleicht war es endlich aber auch der Umstand, daß sie schon in den ersten Gesprächen miteinander entdeckten, daß sie beide einen und denselben, von hier so weit abgelegenen, ihnen beiden gleich teuern Ort kannten. Ihr lag dort das treue Mutterherz begraben; er aber hatte einstmals einige glückliche Ferientage da verbracht.

Wie ging da sein Herz auf, als er hier in der Fremde, so weit ab davon, jemand traf, der nicht nur von diesem selben Orte — dem Ideal seiner Kindheit — wußte, nein, jemand, der so wie er selbst jedes Haus, jeden Weg, jeden Baum zu beschreiben wußte — ja, der gleich ihm an dem kleinsten Stücke von all dem mit allen Fibern des Herzens hing! Auch den ihr so teuern Kirchhof des Örtchens kannte er sehr gut; hatte er ihn doch mit anderem einstmals in sein Skizzenbuch gezeichnet. —

Als mit ihr die Rede auf dies Skizzenbuch gekommen war, hatte er versprochen, es ihr vorzulegen; denn wohl hatte sie sich seit Jahren danach gesehnt, einmal diesen Ort zu besuchen oder doch wenigstens ein Bild davon zu erhalten, aber der Vater hatte sie dann immer — wie sie in der Erregung etwas unvorsichtig verriet — heftig angefahren; so hatte es bei ihrer stillen Sehnsucht danach bleiben müssen. Nun hatte er das Buch hier nicht zur Hand; bewahrte den Schatz doch sein Mütterchen daheim sicher auf. Er schrieb darum; aber merkwürdigerweise kam das Buch nicht; ja, die alte Frau schwieg sich sogar hartnäckig darüber aus, weshalb sie es nicht sandte; es schien so, als vermöchte sie sich selbst davon nicht zu trennen. Endlich, nachdem er wiederholt gemahnt, langte das Buch an. Klopfenden Herzens nahm er es vom Briefboten in Empfang; er befreite es von seiner Hülle und vertiefte sich dann in die freilich mehr gut gemeinten als künstlerisch vollendeten Skizzen. Da lag es vor ihm, jenes Örtchen, der Schauplatz so glücklicher Tage; da auch die Kirche, dies kleine unscheinbare Holzkirchlein, von hohen Bäumen ganz überragt; ein dürftiger Bretterzaun umschloß den zugehörigen Friedhof, einige wenige Grabhügel ragten hie und da aus dem Boden heraus. Deutlich trat ihm dies

alles aus diesen Blättern vor die Seele. Die Gegenwart versank ihm, er war wieder der Knabe von damals, der die Sorgen und Schmerzen des Lebens noch nicht kannte; er war von der Gegenwart nicht gedrückt und von der Zukunft nur das Schöne und Gute erwartend.

Lange saß er so, den vergangenen Zeiten nachsinnend. Es wurde ihm schwer, sich von dem Buche loszureißen; erschien es ihm doch wie ein Talisman, mit der Kraft begabt, ihm auf immer die Gedanken rein und edel zu erhalten. Nun sollte er sich davon trennen! Er hatte es ihr doch allzu leichthin zugesagt; aber was er zugesagt, mußte er auch halten. So nahm er das Buch, schlug es sorgfältig ein und machte sich auf den Weg zur Wohnung seines Vorgesetzten. Er hätte das Buch wohl auch durch irgend jemand senden können, aber er fürchtete, es könnte nicht richtig abgegeben werden und verloren gehen. So ging er selbst, es hinzutragen; er wollte es jedoch nur der Dienerschaft abgeben, sich versichern, daß es ihr, für die es bestimmt, wirklich übergeben sei, und alsdann wieder gehen. Aber es kam anders, denn als er fragte, ob das Fräulein zu Hause sei, rief man dieses selbst gegen seine Absicht herbei.

„Ich bringe Ihnen das Buch, Sie wissen, das Skizzenbuch, das Sie von mir wünschten," sagte er und hielt ihr das Buch hin.

„O, das ist ja herrlich," entgegnete sie erfreut, „bitte, kommen Sie doch herein; Sie müssen mir die Bilder erklären."

Zögernd, wenn auch gern, folgte er dieser Aufforderung; aber das Herz klopfte ihm so gewaltig wie noch niemals.

In einem der Hinterzimmer, wo die Fenster nach einem kleinen saubern Garten hinausgingen, nahmen sie Platz. Hier saß die jüngere Schwester, das arme, schwächliche Stiefschwesterchen, an einem Pulte und arbeitete an ihren Schulaufgaben. Sie selbst hatte das Skizzenbuch, das er ihr gebracht, noch immer in den Händen. Jetzt legte sie es auf den Tisch, nachdem sie vorher einen prüfenden Blick auf die Tischplatte geworfen, ob sie auch sauber sei; dann knüpfte sie mit ihren wohlgepflegten Fingern die Schleife, die es zusammenhielt, sorgsam auf; hierauf klappte sie das Buch behutsam auseinander, sah, daß sie es verkehrt aufgeschlagen hatte, und wandte es um, ruhig, bedachtsam, all dies ohne Hast verrichtend, und doch leuchtete das Interesse daran aus jeder einzelnen ihrer Bewegungen warm heraus. Strahlenden Auges sah er alledem zu. Seinem Herzen that es unendlich wohl, den Schatz, den er aus der Kindheit sich gerettet, so sorgfältig, so liebevoll behandelt zu sehen, und um so lauter schlug sein Herz derjenigen entgegen, die von diesem Schatz jetzt Besitz genommen.

Die ersten Blätter enthielten noch ganz unbeholfene Bilder, Darstellungen aus dem Heimatorte des Zeichners; dann kamen bunt bewegte Bilder von der Wachtstube und vom Exerzierplatze. Weiter folgten Skizzen, die in schönen Sommertagen, in Ferientagen aufgenommen waren: eine einsame Mühle, fast verdeckt unter üppigem Baum- und Strauchwuchs; verfallene Burgen, die auf steilen Klippen weithin in das Thal des schönen Stromes schauten; eine einsame Kapelle, zu der eine kleine Zahl Wallfahrer emporklomm, und Ähnliches mehr. Wie schön war es für ihn, alles, was diese Bilder andeuteten, nochmals durchleben, ihr es erklären und schildern zu können! Sein ganzes Leben trat ihm an der Hand dieser Bilder und ihrer Erklärung in einem kurzen und doch durchaus klaren Abriß vor die Seele, und auch vor ihr, der aufmerksamen Zuhörerin, lag es — dank der gleichzeitigen Schilderung durch Wort und Bild — so klar da, wie gewiß noch nie das Leben eines Mannes vor ihr gelegen hatte. —

Jetzt erschien auf einem besonderen Bilde, zwischen steilen Ufern qualmend dahinsteuernd, das kleine Dampfboot, das ihn einstmals nach jenem weltabgelegenen Badeorte, den sie beide so gut kannten, gebracht hatte; und die letzten Blätter enthielten Bilder jenes Örtchens selbst. Da lag es, eng im Thal zusammengedrängt, die wenigen Häuschen unter Baumkronen ganz verkrochen; nur der Kirche Spitze ragte halb daraus hervor. Nun noch ein Bild: das Wirtshaus „zur Post", wo die Badegäste abzusteigen und zu wohnen pflegten — ach, alles erkannte sie bebenden Herzens; denn, wenn auch unbeholfen gezeichnet, war doch alles mit dem Auge liebevollen Interesses gesehen und wiedergegeben, genau so, wie alles ja auch in ihr Gedächtnis eingegraben war.

„Jetzt nur noch ein Blatt," sagte er. Sie schlug das Blatt um, und vor ihr lag das Bild der Kirche selbst.

„Ja, sie ist's, ganz wie sie in Wirklichkeit dasteht," rief sie aus, als sie kaum einen Blick darauf geworfen. Dann sah sie genauer hin, als wollte sie sich mit ihrem Blicke ganz in das, was sie sah, versenken; wortlos starrte sie darauf hin; dann aber warf sie laut aufschluchzend beide Arme über das Bild und barg weinend ihren Kopf in den Händen.

Tief ergriffen sah unser Freund dies mit an, stand es doch ihm selbst feucht in den Augen. Schweigen herrschte eine Zeit lang in dem kleinen Zimmer; nur das Kritzeln eines Schieferstiftes war vom Pulte her ab und zu vernehmbar. Endlich hob sie ihren Kopf, trocknete die Thränen und sagte: „O, wie getreu dies alles ist! Sehen Sie, dies ist das Grab meiner Mutter!"

Dabei wies sie mit dem Finger auf ein Grab hin, das dicht am Eingange, abgesondert von den übrigen lag.

„Wie?" rief er jetzt erschreckt, „dies soll das Grab Ihrer Mutter sein! Das ist ja nicht möglich, das ist ja das Grab einer . . ."

„Sprechen Sie es nur ruhig aus," sagte sie unter erneuten Thränen, als er stockte, „scheuen Sie sich nur nicht zu sagen, was ja alle von ihr sagen! Ja, ja, abseits vom Eingange, ohne Segen ist sie verscharrt worden, denn die Leute sagten, sie hätte

BLB Karlsruhe

selbst Hand an ihr Leben gelegt. Ich weiß nicht, ob es so war; der Vater leugnet es. Es ist ja auch gleich; das Traurige ist, daß sie überhaupt da liegt und nicht mehr unter uns weilt. Ja, fast freut es mich jetzt, daß man sie damals so abseits gebettet hat, denn so konnte ich doch hier auf dem Bilde das Grab um so deutlicher als das ihrige erkennen.

„Sehen Sie, dies ist das Grab meiner Mutter."

O," fuhr sie fort, indem sie in der Erregung seine Hand ergriff, „wie bin ich Ihnen dankbar für dieses Bild! Aber nun thun Sie noch ein übriges und geben Sie mir es zu eigen. Lassen Sie mich es aus dem Buche herauslösen und geben Sie es mir." Sie nahm rasch eine Schere zur Hand, aber er wehrte ihr ab und weigerte sich, das Bild zu geben, indem er voller Besorgnis nach dem Buche griff.

„Doch, doch," wiederholte sie dringend, seine Hand abwehrend, „Sie müssen es mir geben. Was kann Ihnen an dem Bilde liegen?"

„O," sagte er, „es liegt mir sehr viel daran; und jetzt erst recht, wo ich weiß . . . doch ich kann Ihnen ja eine Abzeichnung davon machen, eine ganz genaue Abzeichnung."

„Das ist nicht dasselbe," meinte sie, „denn so naturgetreu, so mit der Seele gezeichnet, wie dies, wird es doch nicht. Nein, nein, ich bitte Sie flehentlich um dieses Bild. Verlangen Sie dafür von mir, was Sie wollen."

„Ich soll verlangen, was ich will?" hub er zögernd an. „Nun, da gäbe es einen Ausweg, und ich lasse Ihnen auf immer und ewig das ganze Buch, wie es ist."

„Nennen Sie ihn."

Er antwortete hierauf nicht, sondern sah sie groß und durchdringend an, als müßte sie erraten, was er meinte. Sie hielt das Buch mit beiden Händen fest an die Brust gedrückt, wie wenn es schon ihr eigen sei. Da er aber schwieg, fortgesetzt schwieg und sie nur mit immer heißeren Blicken ansah, begann eine Ahnung in ihr aufzusteigen; sie machte sich erschreckt von ihm los und versuchte, sich von ihrem Sitze zu erheben.

„Wie?" rief er mit unterdrückter Stimme, fürchtend, von dem hinter ihm kritzelnden Schulmädchen gehört und verstanden zu werden, „Sie erraten, was ich meine und erschrecken davor?"

„Ja," sagte sie bebend, „ich weiß, was Sie wollen; es geht nicht, es geht nicht! Hier nehmen Sie das Buch zurück, wie es ist, und vergessen Sie mich. Ich kann niemals die Ihre werden."

Sie erhoben sich beide zugleich, sie aufs höchste erregt, er nicht wenig bestürzt. Vor seine Seele traten plötzlich dieselben Ahnungen, die ihn überkommen waren, als er frisch hier in die Gesellschaft getreten war; als er zu seiner Verwunderung wahrgenommen, wie fast die ganze Männerwelt ihr so auffallend auswich. Es mußte hier ein öffentliches Geheimnis geben, es mußte ein Makel an ihr haften, den alle die anderen kannten und nur er nicht! Da aber durchschoß ihn blitzartig der Gedanke: Es war ja klar, sonnenklar; nichts anderes lag vor, als dies einsame Grab an der Kirchhofthür, ein Schimpf, der ihrer Mutter vielleicht wider alles Recht angethan wurde!

„O," sagte er innig, dabei seine Hand rasch auf das Buch legend, das sie ihm noch immer entgegenhielt, „wenn es das ist, das soll mich nicht hindern und nicht schrecken."

„Nein, nein, das ist es nicht, wenigstens nicht allein; es giebt noch etwas, das uns trennt, und je mehr ich es wünschte, desto weniger kann ich es zugeben."

„Also wünschen Sie es doch! O, wie dank' ich Ihnen dieses Wort! Es ist die Sonne, die den Nebel teilt! Nun sind Sie mein, mag sonst sein, was will; mag kommen, was will. Laß doch die Leute reden! Gehören sie mit zu unserm Glück? Genügt es nicht für unser Glück, daß wir es beide ernstlich wollen?!"

Er wollte sie umfassen und an sich ziehen, sie wehrte ihn ab; verwundert sah das Schwesterchen über seine Schiefertafel weg hinüber.

„Nein, nein, ich kann es nicht zugeben; ich darf es nicht."

„Dann sagen Sie mir die Gründe."

„Die erlassen Sie mir. Aber ich weiß es genau; wenn ich Ihnen die Gründe nennen würde, Sie würden sofort abstehen."

„Wenn ich Ihnen nun aber dagegen sage, daß dies ein Irrtum von Ihnen ist, daß es nichts, rein nichts auf der Welt giebt, es sei, was es wolle, das mich hindern könnte, Sie zu meinem eigen zu machen, wenn nur Sie es wollen? Ach, was soll ich Ihnen da noch lange sagen, wie ich Sie liebe? Ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah. Es ist wahr, geschwärmt und Verse gemacht hab' ich wohl schon früher einmal; aber jetzt ist das doch alles ganz anders. Verse habe ich auf Sie noch nicht gemacht; gewiß weil mir das alles viel zu ernst ist, und weil ich weiß, daß ich gar nicht weiter zu leben vermag, wenn dieser schöne Traum

nicht zur Wirklichkeit wird. Und haben Sie sich denn nicht verraten, daß ich Ihnen wert bin? Was sollen wir da noch lange Versteckens miteinander spielen? Gewiß, es ist kein blinder Zufall, daß wir einander hier auf der Erde trafen; wir waren von Anfang an füreinander bestimmt. Sollen wir uns dem entgegenstellen? Nein, nein, ergieb dich mir, werde mein Weib, niemals sollst du es bereuen."

Er hatte mit einer Wärme und einem Feuer gesprochen, daß die Wirkung auf ein nur allzu schwaches, liebendes Mädchenherz nicht ausbleiben konnte. Sie versuchte noch sich zu sträuben und wehrte ihn ab, aber ihr Widerstand war ohne ernsten Willen und darum auch ohne Erfolg.

„Du wirst es bereuen," flüsterte sie lächelnd unter Thränen.

„Nein, nein," entgegnete er entschieden, „ich schwöre es dir, niemals."

„O du guter, treuer Mann, wie dank' ich dir das, wie lieb' ich dich."

Das Schwesterchen hatte inzwischen ihr Pult sowie das Zimmer leise verlassen, so daß die Liebenden allein waren und sich ungestört der beseligendsten aller Stunden hingeben konnten. Tiefe Schatten lagen bereits im Garten vor den Fenstern, als sie sich endlich dem Zauber dieser Stunde entrissen. Das Dienstmädchen trat mit Licht in das Zimmer, auch das Schwesterchen fand sich wieder ein, die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte. — —

Sie waren miteinander verlobt — das war wohl genügend klar; es handelte sich jetzt darum, sich mit der übrigen Welt auseinanderzusetzen. Er für seinen Teil dachte flüchtig, aber nicht gerade mit angenehmem Gefühle des Eindrucks, den die Verlobung in seinem Kreise machen würde; unzweifelhaft würde man ihn für einen „Streber" halten, der darauf aus sei, durch diese Verlobung „Carriere" zu machen, denn daß seine Verlobte an und für sich und abgesehen davon, daß sie die Tochter des Vorgesetzten war, ein begehrenswertes Mädchen sei, schien niemand bis jetzt gesehen zu haben. Seine Stirne wollte sich bei solchen Gedanken in unmutige Falten legen. Ihrem klugen Blicke entging es nicht; sie sah ihn über den Tisch hin fragend an, aber diesem vollen Blick aus so schönen Augen wich jeder andere Gedanke, und es blieb nur der des beseligenden Glückes, ein so schönes, liebes, gutes und kluges Mädchen — eines, das so ganz zu ihm stimmte, dessen Inneres er klar wie im Spiegel geschaut und das auch mit allem, was ihn bewegte, gänzlich vertraut war, — einen so seltenen Schatz sein eigen nennen zu dürfen.

„Was bin ich glücklich," flüsterte er, sich zu ihr niederbeugend.

„O und ich!" erwiderte sie, ihm innig die Hand drückend.

Er schlug ihr vor, daß er am nächsten Morgen zu schicklicher Zeit bei dem Vater vorsprechen und in förmlicher Weise um ihre Hand anhalten wolle. Davon aber wollte sie nichts wissen.

„Um Gottes willen nicht diese Förmlichkeit," sagte sie, „nein, ich werde es dem Vater heute noch oder morgen früh selbst mitteilen; es ist ganz selbstverständlich, daß er nichts dagegen hat; im übrigen bin ich auch durch das, was meine gute Mutter mir hinterlassen hat, einigermaßen selbständig. Aber wie gesagt, ich weiß es, er wird nichts dagegen haben. Sie — oder vielmehr, du mein lieber Schatz, du kommst gegen Abend, ich stelle dich ihm als meinen Bräutigam vor, und wir halten Verlobungsschmaus — ganz unter uns."

„Ganz wie du willst," so stimmte er zu, „und wann und wie machen wir es dann weiter bekannt?"

Etwas verlegen werdend, erwiderte sie hierauf, daß ihr diese öffentliche Ausposaunung ihres Glückes recht peinlich sei. Schrecklich sei es, wenn man sich in allen Zeitungen gedruckt fände und man dann von allen möglichen Leuten, die einem im Grunde genommen gleichgültig, ja vielleicht unangenehm seien, mehr oder weniger steife Gratulationen erhalte.

„Nein," so setzte sie hinzu, „wenn es nach mir gehen darf, und wenn du mir gleich im Anfang einen ritterlichen Liebesdienst erweisen willst, dann lassen wir das ganze öffentliche Verloben sein und entdecken uns der Mitwelt erst kurz vor unserer Hochzeit."

Dies wollte ihm freilich nicht recht einleuchten; er hatte sich gerade immer das so schön gedacht, sein Glück, wenn er es erst errungen, der Welt auch verkünden zu können; darin, so glaubte er, läge ein Hauptwert des Glückes, daß es auch von andern als solches anerkannt, ja daß er womöglich darum beneidet würde! Aber der Wunsch der Geliebten ging ihm über sein eigenes Wünschen; er wollte ihr dies als erstes Opfer zugestehen, und im Grunde genommen war dies Opfer hier in dem besonderen Falle auch nicht zu schwer für ihn, da ihm auf diese Weise das peinliche Gefühl, öffentlich als mit der Tochter seines so einflußreichen Vorgesetzten verlobt erklärt zu werden, noch eine Zeit lang erspart werden sollte, — solange, bis dann nichts mehr zu ändern war und er selbst sich daran gewöhnt hatte.

So fand er sich nach einigem Sträuben nur allzu rasch auch in diesen Vorschlag seines Bräutchens. „Es ist somit der richtige Romanstreich, den wir miteinander begehen," meinte er lachend, „diese heimliche Verlobung."

„Nun und warum nicht?" entgegnete sie mit Wärme, „das ist doch so in der Ordnung, denn ist nicht jede wahre Liebe ein Roman?"

* * *

Und wie der richtige Roman ging auch alles weiter. Heimlich, möglichst unkenntlich gemacht, schlich er beim Dunkelwerden herbei, und nicht die Hauptpforte des Hauses wählte er zum Eintritt in das Haus der Geliebten, sondern durch ein Hinterpförtchen schlich er ein, um nur ja ungesehen zu bleiben; denn vorn am Hause führte gerade die stark begangene Hauptstraße vorüber, während an

BLB Karlsruhe

der Rückseite eine schmale, stille Gasse lag, die sich vortrefflich zu solch heimlichem Zugang eignete. Um dies alles noch romantischer zu machen, war auch wirkliche Gefahr mit diesem Schleichwege verbunden, denn dicht an dieser Gasse entlang lief einer der zahlreichen breiten und tiefen Flußarme der Stadt, welche diese letztere zu einem wahren deutschen Venedig machten. Hier brannte keine Laterne, den Luxus eines Bürgersteiges kannte man hier nicht; langsam und vorsichtig mußte man hier zwischen Wand und Fluß Schritt für Schritt vorwärts tappen, fortwährend in Gefahr, das geländerlose Ufer hinab in den Fluß zu stürzen, bis endlich das schmale, vom Wasser fast bespülte Pförtchen erreicht war.

O, gewiß, auch solche gefahrvolle Heimlichkeit hatte ihren Reiz gegenüber der öffentlichen Verlobung, — den gedruckten Verlobungskarten!

Für sein Mütterchen daheim galt natürlich die Heimlichkeit nicht; ihr hatte er vielmehr sehr bald alles haarklein mitgeteilt; er hatte ihr geschrieben, auf wie seltsame Art er sich hier in der Fremde ein Bräutchen errungen, und hatte dem Briefe auch einige Zeilen sowie ein Bild seiner Verlobten beigelegt. Da war er nun nicht wenig überrascht, als die Antwort eintraf und es sich zeigte, daß die Schreiberin die Mutter seiner Verlobten gekannt hatte; „freilich nur vom Sehen," wie sie schrieb, „aber der Eindruck, den sie auf mich machte, ist mir, trotzdem lange Jahre darüber hin sind, unvergeßlich geblieben. Es war eine unvergleichlich schöne, auffallend stattliche und dabei sehr anmutige Frau, die mit einem Paar großer Augen einen immer gar durchdringend und dabei doch freundlich ansah. Man erzählte sich damals freilich alles mögliche über sie, aber es ist dies ja in so kleinen Orten und bei Fremden immer der Fall. Bei ihr wurde es namentlich immer als etwas Sonderbares hervorgehoben, daß sie jedesmal ohne ihren Mann und nur in Begleitung ihres Töchterchens kam, ganz still für sich drei oder vier Wochen in dem Badeorte lebte und dann wieder verschwand, ohne daß ihr Mann oder sonst jemand sie besucht oder abgeholt hätte. Das sollte nach der Ansicht der Leute alles so sehr verdächtig sein! Des Abends, wenn ihre Kleine schlief, sah man sie auch öfters am Flußufer spazieren gehen, was auch wieder etwas ganz Besonderes sein sollte, während es doch ganz natürlich war, daß sie sich abends noch zu erholen suchte. Es ist recht wohl möglich, daß sie hierbei einsam, wie sie ging, einmal verunglückt ist und daß die Leute im Orte dann ganz etwas anderes daraus gemacht haben."

„Vielleicht auch," so schrieb die Mutter weiter — und es suchte mit diesen Worten das liebende Mutterherz den vorhandenen dunklen Punkt in der so romantischen Liebesgeschichte zu verdecken, — „vielleicht auch ist sie nur deshalb so abseits begraben worden, weil sie eine Andersgläubige war und nach Ansicht der Einheimischen durchaus nicht mit ihnen unter dieselbe Erde gehörte. Aber sei dem, wie ihm wolle," so schloß der Brief der Mutter, „an ihrer Tochter haftet darum ein Makel doch wahrhaftig nicht, und wenn diese letztere wirklich so ist, wie du sie mir schilderst (und ich glaube deinen Worten, ihnen widerspricht das Bild auch nicht, sondern dieses bestätigt nur alles Gute, was du von ihr schreibst), — nun, dann ist sie deiner wert, und meines Segens ist sie und bist du gewiß." — —

Daß dieser Brief noch am selben Abend im trauten Hinterzimmer der Geliebten zur Verlesung kam und daß er ein übriges that, um das schon bestandene schöne Verhältnis noch mehr zu verschönern und weiter zu kräftigen, ist selbstverständlich. —

Freilich hatte diese heimliche Verlobung auch ihre Schattenseiten! — Mißlich, ja unangenehm war es schon für ihn, daß er seinem Vorgesetzten gegenüber nicht nur dienstlich, sondern auch zu Hause fremd blieb. Aber es schien, als ob derselbe überhaupt jedes innigeren Gefühles unfähig wäre, wie auch schon das Verhältnis zwischen Vater und Tochter merkwürdig kalt und gezwungen war. Sah man hier näher zu, dann mußte man fast ausschließlich dem Vater alle Schuld hieran aufbürden, denn er kümmerte sich um das Wohl und Wehe seiner beiden Töchter fast gar nicht; er fragte nicht einmal nach seinem jüngsten, doch so bedauerswerten Sprößling, den er vielmehr gänzlich der Sorge der älteren Tochter überließ. Er fühlte sich nicht wohl daheim und war in der That auch so gut wie nie daheim; er saß dann aber nicht etwa am bekannten runden Tische, verbrachte auch die Zeit nicht in sonst einem der besseren Wirtshäuser, sondern hielt sich in Wirtschaften zweiten oder dritten Ranges auf, wohin sich keiner seiner Fachgenossen verirrte. Selbst am Verlobungsabend hatte er nur gerade noch während des Essens zu Hause ausgehalten, ohne mehr als das Notwendigste zu sprechen; dann war er hastig fortgegangen, als versäumte er draußen etwas. Jedenfalls legte er gar keinen Wert auf die Verlobung; ja er schien, nach dem leisen spöttischen Zug um seine Mundwinkel zu schließen, diese gar nicht ernst zu nehmen. Unser Freund mußte es sich gestehen, daß auch, was diese Beziehungen zum Vater seiner Verlobten betraf, sein Verlöbnis nicht so war, wie er sich wohl früher ein solches gedacht hatte. War es ihm schon mißlich, daß er niemand unter seinen Bekannten und Freunden an seinem Glücke teilnehmen lassen, mit niemand von ihnen darüber sprechen konnte, so berührte es ihn geradezu schmerzlich, mit dem einzigen, der hier im Orte darum wußte, dem Vater seiner Verlobten, in einer Weise verkehren zu müssen, als ob ein so enges Band in Wahrheit gar nicht geknüpft sei. Aber schließlich war dies — so tröstete er sich — doch mehr ein zufälliger und rein äußerlicher Mangel, der das eigentliche Wesen des Verhältnisses zwischen ihnen beiden selbst wenig oder gar nicht berührte. Ja, gerade weil sie allein um ihr Glück wußten und wissen durften, schlossen sie sich desto inniger an-

BLB Karlsruhe

einander an, gingen sie desto rückhaltloser ineinander auf. Ihr Verhältnis gewann an gehaltvoller Tiefe wieder, was es an äußerem Schimmer entbehren mußte.

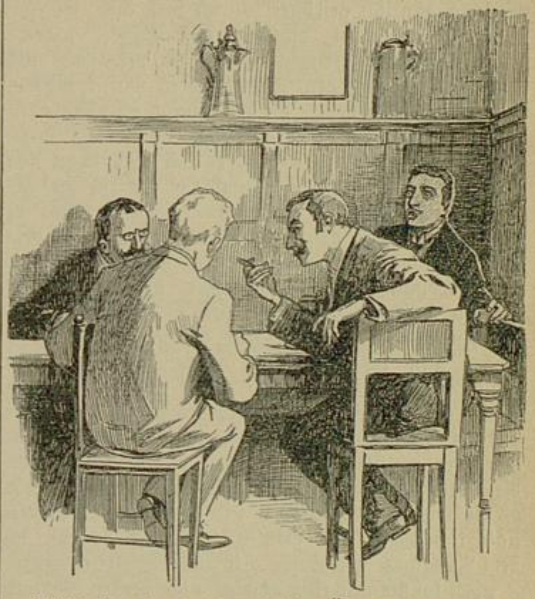
Und jemand gab es doch in ihrem Kreise, der von ihrem Glücke wußte, der persönlich daran teilnahm und es verschönern half; das war niemand anderes, als das Stiefschwesterchen, das arme, am Körper zurückgebliebene, im Geist und Gemüt aber desto früher reif gewordene Kind. Mit hellen Augen saß es immer bei ihnen im trauten Hinterzimmer, und wenn die beiden miteinander fröhlich waren, dann brach aus seinen beinahe alten, vergrämten Zügen innige Teilnahme, gleich wie die Sonne durch Wolken bricht. Wenn sie aber heiße Worte der Liebe miteinander flüsterten, dann saß die Kleine wie abwesend da oder verschwand wohl auch auf Augenblicke aus dem Zimmer, sie ihrem Glücke überlassend.

Etwas recht Peinliches hatte es aber für den feinfühlenden jungen Mann, wenn in seiner Gegenwart am runden Tische des Gasthauses oder sonst in Gesellschaft das Gespräch auf den Vorgesetzten oder gar auf dessen Tochter kam. Er konnte dann jeden Augenblick erwarten, daß etwas gesagt würde, was ihn entweder zu einem entschiedenen Widerspruche oder zum sofortigen Weggange nötigen mußte. Aber zum Glücke blieb vorab alles in solchen Grenzen, daß weder das eine noch das andere nötig wurde. Doch die Gefahr sah er stündlich drohend vor Augen, bis er sich schließlich auch hieran gewöhnt hatte und er, als wirklich die Gefahr plötzlich hereinbrach, davon so gänzlich überrascht wurde, daß er ihr ohne allen Widerstand anheim fiel.

Beim gewohnten Frühschoppen war es, als außer ihm nur zwei oder drei Gäste um den Wirtstisch saßen, daß das Gespräch auf das sonderbare Verhältnis zwischen Vater und Tochter kam. Plötzlich sagte einer, laut dazu lachend: „Übrigens ist der frühere Verlobte von ihr jetzt glücklich eingesperrt."

Unser Freund glaubte bei diesen Worten im wahren Sinne des Wortes vor Schrecken in den Boden sinken zu müssen; sprachlos saß er da.

„Geschieht ihm recht, dem Lumpen," so setzte ein anderer hinzu, und das Gespräch wurde rasch verlassen, als ob jeder einzelne von den Anwesenden fühlte, daß ein sehr heikles Thema angeschlagen worden sei, ein Thema, das man am besten recht bald wieder zu verlassen habe. Unser Freund fand damit glücklicherweise die Zeit, um sich von dem namenlosen Schrecken und von der unglaublichen Verwirrung, die ihn befallen, wieder zu erholen; aber er war, als man sich erhob, um wieder in seinen Dienst zu gehen, wie vernichtet, ohne Blut, ohne Seele, ohne Gedanken. Er wankte und konnte sich auf seinen zitternden Knien kaum aufrecht erhalten. Wie im Traume erledigte er seine Arbeit bis zum Mittag; dann aber war es mit seiner Kraft vorbei, die bis dahin nur noch unbewußt vorgehalten hatte. Er unterließ es, zu dem sonst gewohnten gemeinsamen Mahle zu gehen, und schleppte sich mühsam, Schritt für Schritt langsam weiter schreitend, nach Hause. Ohne alle Aufregung, ohne jede Wut der Verzweiflung, wie sie vielleicht bei anderen ausgebrochen wäre, aber auch ohne allen



Plötzlich sagte einer, laut dazu lachend: „Übrigens ist der frühere Verlobte von ihr jetzt glücklich eingesperrt."

Willen, völlig unschlüssig darüber, was er zu thun habe, verbrachte er den Mittag und Nachmittag zu Hause, bald dumpf vor sich hinbrütend auf dem Sofa liegend, bald im Zimmer haltlos auf und ab sich schleppend. Endlich, als die Schatten immer länger wurden und die Zeit nicht mehr fern war, wo er sonst zu ihr — ach, zu ihr! — zu schleichen pflegte, begann er sich zum Ausgange zu rüsten. Mühsam war in ihm der Entschluß zustande gekommen, einen Freund zu besuchen und diesen um Aufklärung anzugehen, und mühsam führte er diesen Entschluß aus.

Die Aufklärung, die ihm wurde, erstickte auch das letzte schüchterne Keimlein Hoffnung, das trotz alledem in seinem Herzen noch gesproßt hatte. Schweigend, ohne ein Wort zu sagen, ohne alle Bewegung hörte er diese Auskunft an; aber jeder Satz grub sich ihm gleich einem tiefen Schnitt in sein Herz und mit jedem Schnitt quoll sein lebendiges Herzblut haltlos hervor.

„Über diese Sache," so sagte der Freund aus, „kann ich Ihnen allerdings eine sehr gute Auskunft geben; Sie hätten sich dazu an einen Besseren gar nicht wenden können, denn ich selbst habe eine gewisse Rolle dabei gespielt. Ich kam vor etwa zwei Jahren gerade so wie Sie vollständig fremd hierher, und das erste, was ich that, war, daß ich mich sterblich in die schöne Tochter unseres Chefs ver-

liebte, was bis dahin, wie ich später hörte, jeder von uns gethan hat. Aber zu meinem nicht geringen Ärger — wenn auch natürlich zur Belustigung aller Kollegen — fand ich nicht das geringste Entgegenkommen; ich fing gerade an mich darüber zu trösten — und wie Sie wissen, habe ich mich inzwischen gänzlich getröstet — ich war also, wie gesagt, gerade dabei, die gestrenge Tochter unseres nicht minder gestrengen Chefs zu vergessen, als jener andere, von dem Sie Näheres wissen wollen, hierher versetzt wurde. Diesem, einem offenbar ganz geriebenen Patron, war die Lage der Dinge kaum bekannt geworden, so machte er sich auch schon mir gegenüber anheischig, die Unnahbare für sich zu gewinnen. Wiederholt und immer wieder kam er darauf zurück, so daß mich die Sache schließlich verdroß. Endlich an einem Abende, wo etwas länger als gewöhnlich zusammengesessen wurde, bot er mir die formelle Wette an, daß er innerhalb sechs Wochen mit ihr verlobt sein würde, widrigenfalls er — nun ich weiß nicht mehr, was er dann zahlen wollte. Ich nahm diese Wette natürlich nicht an, weil ich das Mädchen wirklich bis dahin viel zu hoch schätzte; er aber wurde darauf sehr böse und meinte schließlich, daß er für seinen Teil die Wette dennoch ausführen würde, genau so, als ob sie wirklich abgeschlossen sei. Die anderen lachten natürlich dazu, und was mich betraf, so sah ich dem Ausgange der Sache mit voller Ruhe entgegen.

„Ich konnte mir eben absolut nicht denken — und auch allen andern war es undenkbar — daß er, ein wirklich auffallend häßlicher, beinahe buckliger Mensch mit fast tierisch grinsendem Gesichtsausdruck, dabei von ganz bedenklichem Rufe (die ganze Schlechtigkeit seiner Seele stand ihm deutlich genug auf dem Gesichte geschrieben!), daß dieser Mensch, sage ich, Erfolg haben sollte! Diese, wie ich betone, nicht gemachte Wette hatte das Resultat: er gewann sie. Noch nicht sechs Wochen später war er verlobt mit ihr, öffentlich verlobt, es stand in allen Zeitungen."

„Es stand in allen Zeitungen!" — o, wie schnitt dies Wort unserm jungen Freunde in die schon so wund gewühlte Seele ein. Mit ihm hatte sie nicht in der Zeitung stehen wollen. Wie war es doch? Wie hatte sie das doch begründet? Die Ausposaunung ihres Glückes sei ihr peinlich; schrecklich sei es ihr, wenn die Leute kämen und förmlich gratulierten, — ja, so hatte sie gesagt. Aber mit ihm, seinem Vorgänger, da hatte sie in der Zeitung gestanden; um ihn hatte sie Gratulationen entgegengenommen! — O, sie drückte ihm das Herz ab, diese Enthüllung!

„Und weiter, weiter?" brachte er mühsam heraus.

„Die Sache nahm weiterhin den Verlauf, den sie nehmen mußte," fuhr der Freund fort, „denn dem Kerl war es, wie sich bald zeigte, von vornherein gar nicht ernst gewesen mit dieser Verlobung; er hatte sich wahrhaftig nur aus reinem Widerspruchsgeist, rein um uns, um ihr und dem Vater, den er nicht leiden konnte, einen Streich zu spielen, mit ihr verlobt; durchaus nicht, um eine reiche Partie zu machen, denn sie ist gar nicht, was man reich nennt; ja auch nicht, um Carriere zu machen, hatte er's gethan, denn er wußte ganz genau, daß er sich in seiner Laufbahn gar nicht weiter halten konnte; es hat ja auch nicht lange gedauert, bis sie ihn hier schmählich hinauswarfen. Nein, rein aus innerer Bosheit, aus einem gemeinen Zerstörungstrieb hat er sich mit ihr verlobt und dann die Verlobung einseitig, ohne allen Grund wieder aufgehoben."

„Ja, dann ist sie aber doch ein unschuldiges Opfer eines gewissenlosen Schurken geworden!" rief unser Freund empört aus, und dabei wagte sich wahrhaftig das noch immer nicht gänzlich erstickte Keimlein Hoffnung wieder schüchtern hervor; erst die Erwiderung des Freundes drängte es auf immer zurück, denn diese lautete bestimmt genug: „Ein Opfer, ja; aber nicht ein unschuldiges; denn es ist ganz klar, wie die Sache zusammenhing: Uns Jüngeren kam sie deshalb nicht entgegen, weil sie wußte, daß es noch Jahre dauern würde, bis wir an Heirat denken können. Er aber, der um so viel weiter war als wir, paßte ihr; und kaum hatte er, durch die einseitige, prahlerische Wette angestachelt, seinen Antrag in aller Form bei ihr vorgebracht, da war er auch schon verlobt mit ihr. Auf diesen förmlichen Antrag kam es ihr an, auf die Heirat, nicht auf unsere Verehrung und Liebe. Für sie fängt der Mann erst mit der festen Anstellung als Beamter zu zählen an, wie für andere angeblich der Mensch erst beim Baron. Sie selbst also, lieber Freund, haben als jung Angestellter alle Ursache, sich vor ihr inacht zu nehmen; Sie sind gewarnt und wissen jetzt, wie alles zusammenhängt."

„Ja, ja, ich weiß es jetzt, wie alles zusammenhängt," meinte tonlos unser Freund; er schüttelte dankbar dem andern die Hand und trat dann in den dunkelnden Abend hinaus auf die Straße.

Ach, just jetzt war die Stunde, wo er sonst zu ihr, der ihm heimlich Verlobten, zu schleichen pflegte! Das Wetter war schon so mild, als ob es Frühling werden wollte; im kleinen Garten hinter dem Hause waren die ersten Arbeiten schon gethan, die Wege schon gesäubert und gangbar gemacht; da war er die letzten Tage Hand in Hand mit ihr im feuchten Kies auf und ab gegangen und hatte sich mit ihr gebückt, um einander gegenseitig mit den ersten Kindern des Frühjahres zu überraschen. Ein Gänseblümchen war das erste gewesen, was sie gefunden; sie hatte es unter vorjährigem Laube entdeckt, es gepflückt und ihm dann unter schelmischem Knix dargereicht mit der Frage: „Weißt du, was es sagt?"

„Ich liebe dich, sagt es," hatte er darauf geantwortet; sie aber hatte glückselig dies Wort wiederholt und sich innig umfangen lassen. — Fort, fort mit euch Bildern, ihr seid Trugbilder; laßt mir mein bißchen Verstand, damit ich thun kann, was

zu thun die Achtung vor mir selbst mir gebieterisch vorschreibt — —

Festen Schrittes durchmaß er jetzt die wenigen Straßen bis zu seinem Hause, um sich hier an den Schreibtisch zu setzen und seinen Abschiedsbrief zu schreiben.

* * *

Ein Abschiedsbrief! Hast du, liebe Leserin, schon je einen solchen selbst geschrieben? Oder hast du ihn gar erhalten? Hoffentlich weder das eine noch das andere. Aber wie soll ich es dir dann schildern, was es ist um solch einen Brief — einen Brief, den der Haß und — die Verachtung diktieren und den doch die Liebe niederschreibt! Wirf ein Stück Eis auf eine glühende Eisenplatte und sieh zu, wie es da sengt und kocht und zischt — ach, es giebt dir immer nur ein schwaches Bild von dem Zwiespalt der Gefühle, von dem Kampfe aller Leidenschaften in dem engen Raume eines armen Menschenherzens, wenn es das Beste dahingeben soll, was es jemals sein eigen nannte — eine wahre, heiße Liebe. —

Glaub mir, es schreibt sich solch ein Brief nicht im Fluge nieder; denn alles will gleichen Teil an dem Geschriebenen haben: der Haß, wie die Liebe, Verachtung, Hoffnung und Verzweiflung; und wenn etwa eines hiervon zu kurz gekommen ist, gleich zwingt es dich, das Geschriebene zu vernichten und ein neues Konzept aufzusetzen.

Beim wievielten war er wohl, unser Freund, der jetzt so gänzlich geschlagene Held dieser Geschichte? Ach, zählt sie ihm nicht erst nach! Ihr seht ja, wie die Zeit verronnen ist und wie der Brief noch immer unvollendet liegt. Ja, lange ist die Zeit vorbei, wo er sonst zu ihr zu schleichen pflegte. Sein Brief sollte diesmal anstatt seiner kommen; aber der wollte und wollte nicht fertig werden. So fand sich schließlich ein Bote aus dem Hause ein mit der Frage: warum er denn heute nicht käme. „Er würde einen Brief senden," ließ er zurücksagen. Aber bald war der Bote wieder da: er solle keinen Brief senden, sondern selbst kommen. „Nein," so ließ er erwidern, „er werde dennoch einen Brief senden, und das sogleich." Die Aufregung, in welche er durch diese Botschaften erst recht versetzt wurde, trug nichts dazu bei, dies „sogleich" zu verwirklichen. Noch immer nicht war er mit dem Briefe fertig, als schon wieder der Bote erschien und wiederholt in ihn drang, unbedingt selbst zu kommen, „das Fräulein wisse alles und bäte dringend, auf nur einige Minuten zu kommen."

„Wie? Sie weiß alles? Nun, dann kann ich mir ja Brief und Gang zugleich ersparen." Er schickte den Boten unwillig ohne Bescheid fort. Aber das nützte ihm nichts, denn der Bote erschien noch einmal, diesmal in der Hand einen Zettel mit den wenigen Worten: „Auf Tod und Leben bitte ich, mich sogleich zu besuchen." Diesem energischen Wunsch gegenüber entschloß er sich zu dem Gange. Er trat in den Abend hinaus; tiefe Dunkelheit und ein fast undurchdringbarer Nebel lagen in den Straßen. Nur mit Mühe fand er durch die ihm sonst so vertraute schmale Gasse seinen Weg. Beinahe wäre er, indem er sich hier langsam zwischen Wand und Ufer vorwärts tappte — verwirrt und aufgeregt wie er war, — in den seitwärts rauschenden Fluß gestürzt.

„Nun und wenn ich hinabgestürzt wäre?" sprach er bei sich, „was wäre es weiter gewesen! Es war dann nur ein Leben verloren, das für mich doch keinen Wert mehr hat!" —

Aber er drang weiter durch den Nebel vor und stand endlich vor dem Pförtchen, durch das sie ihn so oft glückstrahlend eingelassen.

„Zum letztenmale gehst du über diese Schwelle, kommst du in dieses Zimmer" — dies war der Gedanke, mit dem er das Haus und darauf auch jenes kleine traute Hinterzimmer betrat, den Schauplatz so vieler inniger, unschuldsvoller Herzensfreuden. Zum letztenmale! Ach, wer hätte ahnen können, daß alles so rasch und so ganz und gar sich ändern würde! Widerwillig folgte er heute wiederholten Rufen, während er sonst die Zeit nicht erwarten konnte, die ihm erlaubte, diese Stätte zu betreten. —

Sie saß, eine Näharbeit in der Hand, an ihrem altgewohnten Platze im Fenstersitze und erhob sich, als er eintrat. Sie reichten einander nicht die Hände wie sonst; wortlos standen sie, nach einer stummen Verbeugung, einander gegenüber, — er noch den Hut in der Hand haltend, den er nicht wie sonst draußen abgelegt hatte.

„Mein Fräulein," so begann er endlich stockend, noch immer stehend . . . Ein schmerzlicher Zug ging bei diesen förmlichen Worten über ihr Gesicht; aber sie faßte sich, lud ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen ein und nahm selbst wieder Platz.

„Mein Fräulein," wiederholte er dann etwas fester, und um ihre Mundwinkel zuckte es wieder wie im Krampf, „Sie haben mich rufen lassen, um das von mir mündlich zu hören, was ich Ihnen eigentlich schriftlich mitteilen wollte."

BLB Karlsruhe

„Nein," erwiderte sie ruhigen, aber leise erzitternden Tones, „darum nicht. Ich weiß, was Sie mir schreiben wollten, und weiß, was Sie mir jetzt sagen wollen. Bitte, erlassen Sie es mir und lassen Sie dafür mich reden; doch nicht etwa um mich zu verteidigen, nein, ich halte mich bereits für verurteilt und will gegen das Urteil nicht appellieren. Ach, ich hätte es ja im Grunde so leicht! Ich brauchte Sie nur an das zu erinnern, was Sie mir einst so feierlich versprachen. . . ."

„Oho," sagte er und wollte sie unterbrechen; aber sie duldete dies nicht und fuhr fort: „Nein, an Ihr Versprechen Sie zu erinnern, das wäre mein letztes. Nur daran will ich Sie nebenbei erinnern, daß ich Ihnen einstens sagte, Sie würden es bereuen. Ist es nicht so?" —

Er senkte den Kopf und schwieg.

„Nicht wahr," fuhr sie fort, „Sie bereuen jetzt doch und wollen den Schritt zurückthun?"

Da aber wehrte er ab. „Nein," sagte er entschieden, „nichts will ich zurückthun. Ich halte, wenn Sie darauf bestehen, mein Wort, wie ich es schwor, mag kommen, was da will."

Sie lächelte leise und schmerzlich, schwieg eine kurze Weile und sagte dann: „Um dies Wort wahr werden zu lassen, dazu gehören ihrer zwei. Ich aber bin nicht mehr von der Partie. Ich will nichts mehr von Ihnen, Sie sind frei." Sie hielt eine kurze Weile inne; dann fuhr sie fort, und es klang beinahe ein wenig wie Spott: „Nur will ich, wissen Sie, das, was ich so Schweres that, noch ein wenig beschönigen; ich will versuchen, es weniger schlimm zu machen, als es in Wirklichkeit ist. Gönnen Sie mir dies im Angedenken an so manche schöne Stunde, die nun der Vergangenheit angehört. Ich will Ihnen erzählen, wie es kam, daß ich diese schwere Schuld, die Sie gar nicht verwinden können, auf mich nahm."

Wieder machte sie eine Pause, während auch er schwieg, um halb verwundert den folgenden Eröffnungen entgegenzusehen. Ach, es fiel ihr so unendlich schwer, über all dies zu sprechen, das sie doch begraben wähnte! Aber sie faßte sich wieder und anscheinend ruhig fuhr sie fort:

„Es steht einer Tochter freilich schlecht an, gegen ihren Vater aufzutreten, aber hier muß ich es; nicht um ihn zu verdammen, denn auch sein Thun und Lassen hat schließlich Gründe, die außer ihm liegen; nicht umsonst hat er schon an zwei Gräbern gestanden, eines rätselvoller als das andere. Sein Herz ist verhärtet durch manche bittere Erfahrung sowohl im Amt wie in der Familie! Wie gleichgültig er gegen uns ist, — nun, Sie haben es ja selbst gesehen, aber es ist nur allzu oft mehr als dies, er ist hart und grausam gegen uns. Für meine Person wollte ich das schon tragen, und ich habe es auch lange Jahre stillschweigend ertragen. Aber bei meinem Schwesterchen" — hier zitterte ihre Stimme merklich — „konnte ich es auf die Dauer nicht ertragen. Ihr, dem armen Kinde, hätte die Liebe des Vaters doppelt wohlgethan; es hat jahrelang mit dem Aufgebot all seiner schwachen Kräfte darum gerungen. Aber vergeblich! Es war geradezu, als ob jede Zärtlichkeit von diesem Kinde ihn erst recht mit Widerwillen und Abscheu erfüllte. Nun ja, das Kind ist freilich unbeholfen in seiner Zärtlichkeit; aber es kann ja nichts dafür, daß es solch ein armer Krüppel ist."

Thränen wollten hier ihre Stimme ersticken; aber sie unterdrückte die Bewegung und fuhr dann wieder ruhiger fort: „Das war so einige Jahre hindurch gegangen; schließlich gab die Kleine alle Versuche, die Liebe des Vaters zu gewinnen, auf; sie wurde bald ebenso gleichgültig gegen ihn, wie er gegen sie war. Aber weiterhin mußte ich zu meinem entsetzlichen Schrecken sehen, daß da, wo unanerkannt die Liebe gewohnt hatte, mit der Zeit der bitterste Haß sich einstellte und immer tiefere Wurzeln schlug. Ja, Gift und Galle entwickelten sich in

— da hat sie ein Messer ergriffen und es gegen ihn geworfen.

dem kleinen verkrüppelten Körper, nachdem Zärtlichkeit und Liebe darin nicht gedeihen sollten. In einem entstellten Körper aber auch noch eine verkommene Seele aufwachsen zu lassen, das konnte ich nicht ruhig mit ansehen, und so bat ich den Vater, die Kleine unter fremde Leute zu geben. Er war gleich damit einverstanden; aber die Kleine selbst wollte davon nichts wissen; sie konnte sich von mir nicht trennen. So blieb alles, wie es war; nur mühsam und mit aller Gewalt hielt ich den von Jahr zu Jahr wachsenden unnatürlichen Haß in ihr zurück, bis er doch einmal — o, es war ein entsetzlicher Tag! — bei ihr zum Ausbruch kam. Der Vater hatte ihr bei Tisch ein böses Wort, ein gar nicht mal so arg gemeintes Wort gesagt, und da hat sie — es ist schrecklich zu sagen, es muß Wahnsinn gewesen sein, aber Wahnsinn, bewußterweise großgezogen — da hat sie ein Messer ergriffen und es gegen ihn geworfen,

BLB Karlsruhe

doch zum Glück ohne ihn schwer zu treffen. Nun war an ein ferneres Zusammensein nicht mehr zu denken; aber was thun? Und da, am gleichen Tage, als ich verzweiflungsvoll in allen Zimmern auf und ab rannte, und nicht ein noch aus wußte, da — wie vom Himmel gesandt erscheint" — hier stockte ihre Stimme wieder, und nur zögernd spann sich der Faden der Erzählung weiter — „erscheint jemand und bittet um meine Hand. Es war freilich kein Ausbund von Schönheit, aber mein Herz war frei, und an jenem entsetzlichen Tage war es mir völlig gleich, ob ich den nahm oder jenen. Daß er schlechter als andere seinesgleichen sein sollte, hatte ich keinen Grund anzunehmen; aber die Hauptsache war, er ging auf die Bedingung, die ich stellte, sofort ein, die Bedingung nämlich, daß das Schwesterchen mit uns gehen sollte. Andere mögen damals wohl gedacht haben, ich hätte es eilig gehabt, mich zu versorgen, und als sich hinterdrein erst die Schlechtigkeit des Mannes herausstellte, und dann gar das Ganze als ein schurkischer Streich — ja, da haben, die so dachten, mir mein Unglück von Herzen gegönnt. Es hat das aber niemand voraussehen können, niemand auch von denen, die nachher alles geahnt haben wollten. Mir aber war er an jenem Tage erschienen wie im richtigen Augenblick vom Himmel gesandt, nur um dies kleine, arme, halbirre Wesen wieder auf den Weg der Liebe zu bringen, ihm Mutter und Vater zugleich zu ersetzen, und nichts anderes als dies bestimmte mich. Sehen Sie, so hängt das alles zusammen, und wenn Ihnen irgendwo irgendwer anders gesagt hat, so ist das Lug und Trug." —

Sie war bei den letzten Worten aufgestanden; ihre Augen, bisher leicht in Thränen schwimmend, waren wieder klar geworden; ihre Wangen, bisher blaß, erglommen in einem milden Rot, — so schön wie niemals bisher stand sie vor ihm! Bewundernd sah er zu ihr auf. Das war nicht mehr ein zaghaftes, schüchternes Mädchen, das so stand und sprach; nein, das war ein hehres, selbstbewußtes, blendendes Weib. Anbetend wollte er zu ihren Füßen sinken, war doch ihr ganzes Thun nunmehr gerechtfertigt! Aber sie machte eine so entschiedene abwehrende Bewegung, stand so hoheitsvoll, so unnahbar vor ihm da, daß er dies nicht wagte, sondern nur die Worte hervorbrachte: „O, hätte ich das gewußt!"

Da aber lachte sie in schneidendem Hohne auf und wiederholte bitter seine kleinlichen Worte: „Ja, hätte ich das gewußt! — Das sagt sich jetzt so leicht, aber gut machen thut das nichts. Sie mußten mich kennen, mich besser kennen als irgend ein anderer. Daß Sie anderen mehr trauten als mir und sogar sich selbst — sehen Sie, das trennt uns für immer und ewig. Wir sind und bleiben geschiedene Leute."

Mit diesen Worten ging sie festen Schrittes aus dem Zimmer hinaus.

Verstört, fast von Sinnen, sah er ihr nach. Es war ja in den letzten Stunden so unendlich viel auf ihn eingestürmt, zwischen den Höhen und Tiefen menschlichen Empfindens war er in wenigen Stunden so rücksichtslos umhergeschleudert worden, daß er allen Halt verloren hatte. Er wußte nicht mehr, was war? was ist? was da kommen würde? Nur das fühlte er, daß er hier an dieser Stelle alles verloren hatte. So stand er auf, nahm seinen Hut und verließ auch seinerseits das Zimmer.

„Wir sind und bleiben geschiedene Leute!" Mit diesen Worten ging sie festen Schrittes zum Zimmer hinaus

Als er draußen im Flur war und die Klinke zur Ausgangsthür bereits in den Händen hielt, sah er noch einmal zurück in den Flur. Ach, es war derselbe Raum, in dem sie ihm am Abend immer entgegengekommen war, um ihn zu bewillkommnen! Derselbe Raum, in dem sie immer zärtlichen Abschied von ihm genommen. Wie hatte sie ihn da noch immer gewarnt, doch ja recht achtzugeben auf seinem heimlichen Wege, daß ihm kein Unglück geschähe! Und besorgt hatte sie ihm immer in das Dunkel der Gasse nachgesehen, bis er wirklich ungefährdet die lichtere Straße erreicht hatte. Heute rührte sich nichts; ohne Abschied, ohne ein Wort der Teilnahme ging er von hinnen.

Doch ging da nicht eine Thür in den Angeln? Freudig klopfte sein Herz. Sollte sie vielleicht doch noch . . . .

Aber nein, statt ihrer erschien das junge Schwesterchen. Langsam kam es auf ihn zugehinkt und sagte mit weinerlicher Stimme, indem es ihm ein sorgfältig eingehülltes Paket überreichte: „Dieses schickt noch die Schwester."

Er nahm das Paket in die Hand. Er fühlte durch die Umhüllung hindurch, daß es sein Skizzenbuch sei und was er sonst an kleinen Geschenken ihr im Laufe der letzten Wochen gegeben hatte.

„Was soll ich damit?" fragte er die Kleine, die schon wieder Kehrt gemacht hatte.

„Sollst es zurücknehmen und behalten," meinte diese.

Er schüttelte mit dem Kopfe und wollte das Paket zurückgeben, aber die Kleine eilte so rasch, als sie mit ihrem Hinkefuß konnte, dabei laut weinend, hinweg und verschwand durch die Thür, durch die sie gekommen.

Verwirrt blieb er im Flur stehen.

„Also alles, alles aus," so sprach er bei sich. „Unser Vertrag ist gelöst. Hier halte ich das Stück in den Händen, deretwegen er geschlossen war. Aus ist der Traum, auf immer aus! Laßt uns die Lichter löschen und schlafen gehen. Schlafen, schlafen. Ja, wer jetzt schlafen könnte, so recht, recht tief schlafen, um nie wieder zu erwachen."

Er sah sich nochmals in dem Raume um; nichts bewegte sich, auch aus den Zimmern selbst drang nicht der leiseste Laut; ganz wie ausgestorben lag das Haus, in dem er so manche Stunde fröhlich durchlacht hatte.

Leise, als fürchtete er die Ruhe, die herrschte, zu stören, öffnete er die Thür, schloß sie wieder, und dann ging er Stufe für Stufe die dunkle Treppe hinunter.

„Ja, so ist's," sprach er bei sich, indem er langsam weiter tappte, „Stufe für Stufe geht's jetzt hinunter. Eben noch war ich hoch oben auf der Spitze, wo eitel Freude und Seligkeit herrscht, wo treu die Liebe wohnt, und nun geht's hinunter ins Dunkle, Hoffnungslose! Jeder Schritt entfernt mich mehr von meinem Glück. Ach, ginge es doch ins Grab hinein!"

Schritt für Schritt tappte er weiter, Stufe um Stufe stieg er im Dunkeln hinab; jetzt stieß er gegen eine Wand, das Paket entfiel ihm, aber er bückte sich gar nicht einmal danach, sondern tappte weiter im halben Traum, fast ohne Bewußtsein, ohne achtzugeben, wohin er trat, immer tiefer und tiefer hinab . . . . da plötzlich . . . . ein Sturz und ein gellender Schrei! Ein Geräusch, wie wenn ein schwerer Körper in eine tiefe Wasserflut gesunken! Licht wird es plötzlich ringsum, Thüren werden auf- und zugeschlagen, Leute erscheinen auf der bisher dunklen Treppe. Man sucht hastig; man findet einen Hut, laut jammernd schreit eine Frauenstimme auf; man forscht weiter, kommt an das offen stehende Pförtchen, eilt an die Treppe, die bis zum Wasser führt, und kommt gerade noch zurecht, um einen Körper in der Flut versinken zu sehen. Beherzt stürzt sich einer der Männer hinein, um zu retten, aber da wird keine Hilfe begehrt, sondern abgewehrt. Inzwischen ist ein Kahn losgemacht, man rudert an die Stelle hinan, wo man im Dunkeln der Nacht zwei miteinander ringen sieht; man greift behende zu und zieht beide glücklich in den Kahn hinein. Dann nimmt man den einen, der wie leblos da liegt, auf und trägt ihn in das Haus hinein. Wortlos, die Arme über der Brust verzweiflungsvoll gekreuzt, steht sie, um die das alles geschehen ist, in der Thür, als man den Leblosen hereinbringt. Thränenden Auges weist sie die Leute an, ihn hinaufzutragen, hinauf in ihre Wohnung, in ihr Zimmer. Man entkleidet ihn, man bettet ihn; er lebt, denn leise hebt sich seine Brust; aber Fieberfrost und Herzkrampf stürmen jetzt durch seinen Körper, und ab und zu seufzt er unendlich schmerzvoll auf, als läge er tief, tief unter zentnerschwerer Last begraben. So vergeht die Nacht, eine Nacht der unsagbarsten Unruhe. Ein blasses, erbarmenswertes, thränenvolles Frauenbild sitzt die vielen Stunden sorgenvoll an dem Schmerzenslager, bis gegen Morgen, gerade als über den Himmel hinweg die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sich zerstreuen, auch sie sanft einschlummert.

Langsam steigt die Sonne nun am Firmamente auf, die Vögel setzen ihre Stimmen ein zum ersten ihrer Morgenlieder — und da, von diesem süßen Gezwitscher erwachen beide armen, so gequälten Menschenkinder leise, langsam, Schritt für Schritt, zu gleicher Zeit. Verwundert sehen sie einander an. Noch können sie es beide nicht fassen, wo sie sind, was geschehen. Jetzt gehen sie zurück mit ihren Gedanken, um Gegenwart und Vergangenheit miteinander zu verknüpfen. Der gestrige Tag aber, scheint es, steht noch nicht im Buche ihrer Erinnerungen. In alter Liebe schauen sie einander in die Augen, mit alter Zärtlichkeit sinken sie einander in die Arme. Doch da kehrt ihnen immer schärfer das Bewußtsein des jüngst Geschehenen zurück, sie ent-

„Nicht wahr, nun aber nicht mehr heimlich verlobt?"

sinnen sich des Entsetzlichen, das zwischen ihnen vorgefallen; sie seufzt tief auf; ach, er weiß ja alles und hat sie verlassen wollen! Sie sucht sich loszumachen. Aber da kehrt auch bei ihm das Bewußtsein von den Geschehnissen der letzten Stunden deutlich zurück, er sieht sie gleich einer hehren Göttin, zürnend und doch über alle Maßen anbetungswert, vor sich stehen; und je mehr sie strebt sich von ihm zu befreien, desto begehrungsvoller sucht er sie festzuhalten.

„Bleib, bleib, Himmlische," flüstert er innig, und tausend Kosenamen entquellen seiner Brust.

Und sie bleibt, bleibt nur zu gern, denn wahre Liebe überwindet sich selbst, trägt und vergiebt alles. Unter Thränen lächelnd aber schüttelt sie ihr schönes Haupt, als er sie wehmütig scherzend fragt: „Nicht wahr, nun aber nicht mehr heimlich verlobt?"

———

Siegreiche Liebe.

Erzählung aus den Bergen v. Ferd. Gruner.

Zwischen bewaldeten Höhen, die hie und da ein steiler, schroff abfallender Abhang durchschneidet, liegt langgestreckt zu beiden Ufern des Baches ein Dorf. Die roten Ziegeldächer ragen zwischen den Obstbäumen, welche die Gehöfte umsäumen, freundlich hervor. Es sind deren eine stattliche Menge, denn Kronau ist die größte Pfarrgemeinde weit um im Bezirke.

Wellenförmig wie der Thalboden liegen auch die Häuser, das eine höher, das andere tiefer; nur wenige rücken an die Berghänge heran. Unter ihnen auch die Kirche, die mit dem massiv gebauten, schier trotzig dreinschauenden Turme ein fernhin sichtbares Wahrzeichen von Kronau bildet.

Unter den Bauernhöfen fällt insbesondere einer, der dicht am Bache liegt, durch den trefflichen Zustand, in dem sich alles befindet, angenehm auf. Scheuern und Stallungen sind offenbar vor nicht allzulanger Zeit gebaut worden, denn sie bestehen durchweg aus dichtem Ziegelwerk, nicht wie bei den Nachbarhäusern ringsumher aus gemauerten Eckpfeilern, deren Verbindungen lediglich Holzbalken bilden.

Nur das Bauernhaus zeigt noch die alte Form mit dem hölzernen Spitzgiebel, der einteiligen Thür und den kleinen Fenstern, auf deren weit hinausgeschobenen Brettchen in zierlichen Töpfen mancherlei Blumen stehen; aber es gewährt trotz seines Alters einen angenehmen Anblick. Der helle Ockeranstrich des Mauerwerkes sticht in freundlichster Weise von dem tiefen Braun der Holzverschalung ab und der wilde Epheu, der an vielen Stellen an dünnen Stäben emporklettert, spinnt ein grünes Netz um den Bau. Der „Kreuzhof", so heißt der Hof nach dem roten Kreuz, das auf dem der Straße zugewendeten Giebel auch heute noch aufgemalt ist, als Erinnerung an die schweren Kriegszeiten, da der wüste Schlachtenlärm auch in dieses weltfremde Thal hereinklang und man in dem Gehöfte ein kleines Lazarett für die Schwerverwundeten eingerichtet hatte. Am Kirchhofe, der längs des Grünberges sich dahinzieht, liegt aus jenen Tagen so mancher, dem man im Kreuzhofe die Augen zugedrückt hat.

Der alte Besitzer — Anton Malcher war sein Name — ist seitdem gestorben; sein einziger Sohn Joseph hat den Hof übernommen.

Auch er ist alt geworden; schon spinnen sich graue Fäden durch sein übervolles, braunes Haar; aber er will noch immer nicht alt sein und ist es auch nicht. Rüstig schafft er mit den Jüngsten vom frühen Morgen, wenn die Sonne den Dachgiebel grüßt, bis zum späten Abend, wenn längst Knechte und Mägde sich zur Ruhe gelegt. Freilich, wenn er seine beiden Töchter betrachtet, die ihm Frau Anna geschenkt – sie ist längst heimgegangen — das Mirl und das Annerl, wie sie hoch, schlank und sehnig emporgewachsen sind, die eine achtzehn, die andere zwanzig, da merkt er, daß er alt geworden oder es doch allgemach wird.

Er hat eine helle Freude an diesen Kindern, wenn er das auch nicht im geringsten merken läßt. Und wenn sie beide des Sonntags zur Kirche wandeln, — im bunten schweren Rocke und schwarzen Samtmieder, ein Sträußel an der Brust und eines im Haar, die eine schwarz, die andere blond, aber beide mit vollen Lippen und rosigen Wangen und mit lachenden Augen, den Schalk im Genick — dann fragt er im stillen Vaterstolz, wem er die beiden wohl einst geben werde. . . . .

Sie sind beide gut geraten, flink, arbeitsam und lebensfroh. Nie hat er an ihnen einen Kummer erlebt, weder an dem blonden Mirl, das um ein weniges schwächer und zarter gebaut ist, noch an deren schwarzhaarigen Schwester, die mit ihren dunklen Augen, dem leichten bräunlichen Hauch über den roten Wangen und der Fülle ihrer Gestalt das Gepräge des Südens zeigt.

Die beiden Mädchen waren nun schon seit ein paar Jahren in das heiratsfähige Alter getreten. Mancher nicht eben unschicksame Freier hatte ein Sträußlein blutroter Rosen, mit Seidenbändern umwickelt, den beiden auf das Fensterbrettchen niedergelegt, aber keine dieser Werbungen fand Gehör, und allmorgendlich lagen die verdorrten Blumen im Straßenstaub.

Der alte Bauer schüttelte ein übers andere Mal den Kopf, wenn er die zertretenen Blüten sah, und er blies den Rauch ein paarmal schneller aus der silberbeschlagenen, kurzen Pfeife; dann aber ging es über sein wetterhartes, sonnengebräuntes Angesicht wie ein kurzes Aufleuchten. Wenn sie keinen mochten, dann blieben sie eben bei ihm, und mit ihrem Weggehen wäre ja zu viel Sonne vom Kreuzhof geschieden.

* * *

Da ereignete sich etwas, was ihn aus der behaglichen Ruhe aufscheuchte und seinen Zorn gar mächtig erregte.

Kam da eines Morgens Annerl mit nassen Augen zu ihm in die Stube, als er eben beschäftigt war, dem Großmüller aus der Kreisstadt mitzuteilen, wie viel Hektoliter an Korn und Weizen er ihm nach der Ernte, die im vollen Gange war, werde überlassen können.

Das hübsche Gesicht des Dirndls war schier verzerrt vor Schmerz und Kränkung. Die glänzenden Zähne gruben sich tief in die roten zuckenden Lippen. Fast heftig ließ sie auf den großen Eichentisch, an dem der Bauer schrieb, ein Päckchen, das ein blaues Seidentüchlein umhüllte, fallen. Die leichtgeknoteten Enden lösten sich und ein paar vertrocknete Kuchenüberreste, an denen die Eindrücke von Zähnen deutlich wahrnehmbar waren, kollerten auf den Tisch.

„Was soll das?“ fuhr der Alte unwirsch auf, der es ungern sah, wenn ihn jemand beim Schreiben störte, das er ohnedies für die mühseligste Beschäftigung hielt, die einer sich denken kann.

„Das ist ein Geschenk,“ erwiderte Annerl und schluchzte dabei.

„Ein Geschenk? Ja, von wem denn?“ rief der Bauer, und die Zornesader auf seiner Stirne schwoll langsam an.

„Von deinem Knechte, dem Dolph.“

Der Bauer warf die Feder zur Seite. „Was sagst? Vom Dolph!“

Die buschigen Augenbraunen zogen sich zusammen, sein Blick wurde finster.

„Vom Thiel Dolph, mit einem schönen Gruß, und ob ich wüßt', daß am Grünberg ein Kuckuck wär'.“ —

Der Alte sprang auf. Seine Nasenflügel zitterten, und die breite Brust hob sich in raschen Atemzügen.

„Ist das auch wahr?“ fragte er barsch, und seine Augen wandten sich von den vertrockneten Kuchen zur Tochter, die mit brennenden Wangen vor ihm stand.

„Die Botenkathi hat mir's vor kaum einer halben Stunde überbracht und ausdrücklich gesagt, daß es vom Dolph ist. Gestern in der Nacht, als sie schon lang im Bett lag, hat's an die Fenster geklopft, so lang, bis sie endlich aufgemacht hat. »Brauchst dich net fürchten,« hat der Klopfer gesagt, »ich bin der Dolph, der Knecht vom Kreuzhof. Da hast! Wenn du morgen in die Stadt hineingehst und am Kreuzhof vorbei kommst, gieb das dem Annerl, hörst, dem Annerl. 's ist was von der Kirchweih drüben, von Sörbsdorf; gieb's ihr nur ganz im stillen, daß 's niemand sieht, und einen schönen Gruß dazu. Und sag ihr auch, daß im Grünberg jetzt ein junger Kuckuck so hübsch schreit.« — Damit hat er der Kathi das Tücherl mit dem Kuchen hineingeworfen und ihr ein Sechserl aufs Fensterbrett gelegt für die Müh.“

Der Bauer ging mit schweren Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, in der Stube auf und nieder.

„Und du glaubst, daß das wahr ist; daß mit der Alten niemand ein Gespaß sich gemacht?“

„Nein, Vater, es ist gewiß so, denn das Seidentücherl kenn' ich; das gehört dem Dolph.“

„Und gestern war er auch in Sörbsdorf,“ murmelte der Alte und sein Blick wurde immer finsterer. „Er hat mir's selbst gesagt nach dem Mittagessen, daß er hinüber wollt' zur Kirchweih.“

Ein paar Minuten herrschte Schweigen, bis der Kreuzbauer auf das Tüchlein und die Kuchenstücke deutete und sagte: „Das läßt d' hier, ich werd' mit dem Kerl selber reden und bei Gott! ein zweites Mal wird er mir's nicht probieren. Ärgere dich nicht, Annerl. Und jetzt geh!“

Mit rauher Zärtlichkeit strich er ihr über das schwarze Haar und dann über die Hände. „Geh, der Franz wird gleich mit einem Fuder in die Oberscheuer einfahren, da giebt's zu thun.“

Als das Mädchen sich entfernt hatte, setzte er sich wieder zu seinem Briefe nieder.

Aber wie oft er auch in die Tinte tauchte, er schrieb nichts; und als er schließlich einen großen Klecks gemacht hatte, warf er Papier und Feder in die Tischschublade und ging hinaus in den Hof.

Mirl ging quer hinüber zu den Scheuern; sie schien dem Bauer so blaß, daß er sie anrief. „Fehlt dir auch was, Mirl? Schaust ja aus wie a Kalkwand?“

„Wüßt' net, was mir fehlen sollt', Vater,“ erwiderte sie, während ein leises Rot in ihre Wangen stieg.

„Das wär' wirklich das Schönste, wenn jetzt noch eines von den Mädeln krank würde,“ brummte der Bauer in das Kinn und sah ihr besorgt nach. Mirl schien sich die Sache anders überlegt zu haben, denn gerade, als von der Straße ein hochbeladenes Fuder in den Hof einbog, wandte sie sich um und ging in den Stall. Der Kreuzbauer blieb stehen. Mit finsterem Ausdrucke ruhten seine Augen auf dem jungen stämmigen Knechte, der mit hellem Zurufe und starkem Peitschenknall die Pferde antrieb, damit sie die kleine Erhöhung zur Scheuer in scharfem Tempo nehmen sollten. Die Pferde legten sich kräftig in die Zugblätter, und bald trampelten sie auf der Holztenne der Scheuer.

Der junge Knecht klopfte ihnen wohlwollend die Hälse: „So ist's recht, Fuchs und du Brauner.“ Dann hängte er die Wage aus, löste die Brustketten von der Deichsel und führte die Pferde zum Stalle, wo er sie ausschirrte, denn es war Mittagszeit. Eben war er damit beschäftigt, ihnen Hafer in die Krippe zu schütten, als der Bauer neben ihm auftauchte.

„Dolph, wenn du fertig bist, kommst zu mir hinein in die Stube,“ sagte er so kurz und barsch, daß der Angeredete ihm unwillkürlich ins Gesicht sah, und das war gar sehr unfreundlich.

„Ja, schon, gleich bin ich fertig.“

Der Knecht zog sich das Röckchen an, das er am Wagen hängen hatte, denn in der glühenden Sonnenhitze wurde ihm fast das weiße Leinenhemd zu viel, das mit der grauen Zwilchhose die einzige Bekleidung bildete; dann schob er sich den grünen Hut etwas aus der Stirne, von der die Schweißtropfen auf die roten, gesunden Wangen niederperlten, schüttelte ein paar Ähren aus den Hemdärmeln und ging dann ins Haus.

BLB Karlsruhe

Der Kreuzbauer ging noch etlichemal mit dröhnenden Schritten in der Stube auf und ab, als der Knecht schon eingetreten war.

„Wo warst gestern?“ fragte dann der Bauer, plötzlich stehen bleibend.

„Ich? In Sörbsdorf drüben.“

„Bei der Kirchweih?“

„Ja auch; denn zuerst habe ich bei der Mutters Bruder, dem Jörgen Peter, das bissel Korn abgehauen. Er hat sich mit der Sense in die Hand geschnitten und konnte das bissel, das er hat, nicht umlegen. Weiter war ich bei der Kirchweih, das heißt beim Tanz,“ erwiderte der Knecht, ein wenig verwundert über die Fragen.

„Und lustig war's dabei wohl, wie?“ sagte der Bauer wieder mit halb zusammengekniffenen Augen.

„Ja freilich, wie sich's halt gehört zu einer Kirchweih!“

„Und du wohl auch?“

„Das schon.“

Eine leichte Verlegenheit malte sich in dem hübschen Gesichte des Burschen.

„So, so. — Und was war denn hernach?“

Der Knecht sah an seinem Herrn, der nun dicht vor ihm stand, vorbei.

„Hernach —, da ging ich halt heim.“

„So! Warum kannst mich denn nicht anschauen, du?“

Der Bauer riß die Tischschublade auf und zog das blaue Seidentuch heraus. „Kennst d' das? Wem gehört das?“

Der Knecht zuckte zusammen, er war verlegen.

„Mir gehört's.“

„Also doch!“ —

Des Alten Züge wurden hart und die Augen lohten, als er jetzt den Kopf zurückwarf und mit zornigem Blicke den vor ihm Stehenden von oben bis unten maß.

„Du leugnest nicht? Und dieses?“ Er erfaßte die Kuchenstückchen und hielt sie ihm vor das Gesicht. Der Knecht schüttelte den Kopf.

„Du hast es gewagt, ein solches Bettlergeschenk meinem Annerl zu senden, mit einem frechen Gruße, mit einer Einladung, für die ich dir am liebsten den Schädel einschlüge. Du erbärmlicher Lump und Säufer! — Hinaus! und komme mir nie wieder unter die Augen! Heute, sofort, auf der Stelle fort vom Kreuzhof, sonst peitsche ich dich hinaus!“ —

Der ganze Zorn des stolzen Bauern war entflammt, erbittert über die freche Verhöhnung seiner Tochter durch den Knecht, den er aus Gnade einst auf seinen Hof genommen, damit er nicht ganz zu Grunde ginge unter den fürchterlichen Schlägen seines Vaters, der ein Trunkenbold gewesen. — Mit erhobener Hand stand er jetzt vor dem Knechte, mit zornglühenden Wangen und schweratmender Brust.

„Hinaus,“ schrie er den bleich gewordenen Burschen an; „fort mit dir!“

Die knochige Hand des Alten griff im Jähzorn nach dessen Schulter; er drängte ihn zur Thür hinaus.

Dort aber machte sich der Knecht mit einem Rucke los; auch er war zornig geworden.

„Ich gehe, Kreuzbauer, man braucht mich nicht hinauszupeitschen: ich gehe schon allein. Aber nie betrete ich Euer Haus wieder, es wäre denn, daß es Euch ans Leben ginge.“

Er hob das blaue Tüchlein auf, das ihm der Bauer nachgeworfen, bevor er die Thür dröhnend zugeschlagen; dann ging er. Seine Schritte waren langsam und schwerfällig. Als er über den Hof gehend sich dem Pferdestalle zuwandte, an den die Knechtekammer angebaut war, kam Mirl aus der Oberscheuer herüber. Er wollte stehen bleiben und ihr die Hand reichen zum Abschied, aber mit in den Nacken zurückgeworfenem Kopfe ging sie, ohne seine Hand zu berühren, vorüber.

„Hinaus,“ schrie der Bauer den bleich gewordenen Burschen an; „fort mit dir!“

Als er in der Kammer seine geringen Habseligkeiten in die Truhe packte, kam der Oberknecht herein.

„Was machst du da, Dolph?“ fragte er verwundert. „Mir scheint's gar, du räumst ein!“

„Ja, ich pack' ein, denn ich zieh',“ sagte der junge Knecht und schlug den Koffer zu.

Der im Dienste des Kreuzbauern altgewordene Großknecht riß die Augen weit auf. „Plärr keinen Unsinn, Dolph. Jetzt ziehn, wo wir mitten in der Ernte sind.“

„Es ist aber so,“ war die Antwort. „Jetzt grad hat mir der Bauer aufgekündigt, und gleich muß ich 'naus, gleich.“

„Der Bauer ist ein Narr, ein wahrhaftiger Narr, das sag' ich immer,“ jammerte der Weißhaarige. „Aber, was hast du denn angestellt, sag mir?“

„Nichts, das ich wüßt'. Der Bauer hat mir vorgebrüllt von einem Geschenk, das die Annerl erhalten hat, verstehst, so eine gewisse Einladung, und das soll ich gewesen sein.“

BLB Karlsruhe

„Die Annerl?“ fragte der Alte nachdrücklich.

„Die Annerl.“

„Das bist du sicher nicht gewesen, da leg' ich die Hand ins Feuer,“ sagte der Großknecht mit einem wunderlichen Zucken um seinen von übergroßen Bartstoppeln umsäumten Mund.

„Aber zu Mittag wirst du noch mit uns essen?“ fragte er, als Dolph die „Sonntagspeitsche“, die sein Eigentum war, in die eine Hand nahm und ihm die andere entgegenstreckte.

„Ich könnt' keinen Bissen 'nunterbringen, so würgt's mich. — Alsdann gieb mir die Hand, ich geh'. Und vielmals danken thu' ich dir, was du mir Gutes gethan hast. B'hüt' dich Gott!“ —

„Mach's nicht so feierlich,“ sagte der Alte, der zu scherzen suchte, während ihm doch ein paar Tropfen aus den Augen rannen. „Es wird ja nicht für ewig sein, und ich glaub' immer, daß du bald wieder auf den Kreuzhof zurückkommst. Freilich ein G'spusi mit den Mädels, -- das duldet der Bauer nicht. Also b'hüt' dich Gott, und deine Lade werden wir dir abends nach Hause führen.“

Dolph ging. Als er das Thor durchschritt und draußen auf dem Dorfwege stand, da schob er sich den Hut zurück und dann zog er die Peitsche scharf durch die Luft, daß es nur so knallte. Fast das ganze Dorf mußte er durchwandern, bevor er zu dem winzigen Ausgedinghäuslein gelangte, in dem seine Mutter wohnte. Sein Vater war einst nicht der kleinste Bauer im Dorfe gewesen; aber dem Spielteufel und dem Trunke ergeben, hatte er in wenig Jahren alles vergeudet. Ein Stück Acker nach dem andern wurde ihm zwangsweise verkauft, — zuletzt das Haus. Bald darauf starb der Bauer, der auf seine Gesundheit in der frevelhaftesten Weise gesündigt, am Schlagflusse. Weib und Kind waren dadurch von einer Plage erlöst worden, denn der Trunkene schlug beide, so lange er nur einen Arm rühren konnte.

Die bittere Not der beiden linderte der Kreuzhofbauer, indem er den Burschen zunächst als Kuhhirten zu sich nahm, während die Frau Mägdedienste bei ihm verrichtete; aber ihr schwächlicher Körper hielt die Arbeit nicht lange aus; sie kränkelte, und es war ein Glück für sie, daß ein entfernter Verwandter die Arme mit ein paar hundert Gulden bedachte. Ein kleines, sogenanntes Ausgedinghäuschen erwarb sie mit dem Gelde und strickte und nähte für die Bauersfrauen, die für solche Arbeiten gewöhnlich keine Zeit haben. Es war ein kümmerliches Dasein, und der geringe Verdienst hätte kaum ausgereicht, wenn nicht Dolph seinen Lohn zum größten Teile seiner Mutter gebracht hätte. —

Als Dolph mit rüstigen Schritten die Straße entlang eilte, fuhr aus einem der Höfe ein Leiterwagen heraus. So jäh bogen die Pferde auf den Weg ein, daß Dolph beinahe überfahren worden wäre. Als er zurücksprang und aufblickte, sah er in ein höhnisch lächelndes, von Pockennarben zerrissenes Gesicht.

„Na, hörst vielleicht nicht?“ rief der etwa dreißigjährige Wagenlenker, der das schwarze Haar so kurz abgeschoren hatte, daß ihm der Hut tief in der Stirne saß.

„Ich hör' schon, Baldrianbauer. Aber du scheinst nicht zu sehen, sonst würdest du nicht geradewegs die Rösser in die Leut' hineinfahren.“

Der Baldrianbauer witzelte weiter: „Ja, ich hab' halt nicht gedacht, daß du um die Zeit spazieren gehst; denn sonst ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen.“

Dolph wurde bei dem höhnischen Lächeln etwas verlegen. „Ich kann spazieren gehen, wann ich will, verstanden?“ — Damit umging er den Wagen und wanderte weiter.

„Glaub' schon,“ tönte es noch hinter ihm, „besonders, wenn sie einen nirgends zum Arbeiten wollen.“

Dolph zuckte die Schultern und schwieg; aber ein bitteres Lächeln legte sich um seinen Mund. Der Baldrianhans und er waren Feinde. Schon als Schuljungen konnten sie sich nicht gut vertragen, und einer bleute den andern durch. Das blieb auch in späterer Zeit so. Es war keine offene Feindschaft, sie sprachen wohl ein paar Worte miteinander, wenn sie sich irgendwo trafen, aber es war meist eine Stichelei. Und bei Dolph hatte sich die Abneigung noch verstärkt, als er bemerkte, daß Hans ein Auge auf des Kreuzbauers Mirl geworfen hatte, und die beiden Alten in der Schenke oft nebeneinander saßen in eifrigem Gespräch. Nun blieb Dolph der Kreuzhof verschlossen und der junge, reiche Bauernsohn hatte alle Zeit Zutritt.

Er schob sich den Hut soweit nach rückwärts, daß er ihm über den Rücken kollerte. Es war ihm heiß, ach, so sehr heiß. . . . .

* * *

Dolph hatte in einem Steinbruche im Nachbardorfe Beschäftigung erhalten. Im heimatlichen Dorfe wollte er sich nicht mehr als Knecht verdingen, denn das Geschwätz der Leute ärgerte ihn. In einen anderen Ort als Knecht zu gehen, behagte ihm aber auch nicht, da er dann nur sehr selten hätte zurückkommen können. So nahm er lieber den schweren und gefährlichen Dienst im Steinbruche an, weil es ihm dann möglich war, täglich nach Hause zu kommen. Er verdiente ziemlich viel, denn er war anstellig, dabei furchtlos und wagte sich an die gefährlichsten Stellen heran, wenn es galt, die Felsen zu sprengen. Der alte Vormeister, der die Arbeiten im Steinbruche überwachte, schüttelte oft mit dem Kopfe und meinte, dem Burschen liege wohl an seinem Leben wenig, da er es allzu freventlich in die Schanze schlüge. —

So sollte eines Tages wiederum eine große Sprengung vorgenommen werden. Dolph hatte mit der nötigen Vorsicht unter der Anleitung des Vormeisters, welcher sich stets in gehöriger Entfernung hielt, die Bohrlöcher angelegt, mit dem Sprengstoffe gefüllt und schließlich die Zündschnur angebrannt. Dann trachtete er, auch seine Person in Sicherheit zu bringen. Da der Spätnachmittag bereits angebrochen war

BLB Karlsruhe

und man nichts mehr vornehmen wollte, so entfernten sich die übrigen Arbeiter, nur Dolph blieb zur Bewachung des Steinbruches zurück, damit kein Unbefugter durch Betreten desselben verunglücke. Der am Bruche vorbeiführende Weg war an den entsprechenden Kreuzungsstellen durch Stangen abgesperrt worden.

Dolph erstieg ein Stück der Hügelkette, in deren Mitte der Steinbruch lag, und ließ sich im Schatten eines Strauches nieder. An seiner Pfeife saugend, die er sich entzündet, hing er ein wenig den Gedanken nach. Vielleicht, daß er zu sehr sich mit dem Kreuzhofe beschäftigte und daher einige Augenblicke weniger die schmale Fahrstraße beobachtete, — plötzlich sah er mit Schrecken ein Gefährt in rasendem Laufe auf dem verbotenen Wege daherstürmen. Der Kutscher hieb auf die Pferde, die mit weit vorgestreckten Köpfen in schweren Galoppsprüngen heranbrausten, noch immer ein. Dolph wurde totenblaß, er schleuderte die Pfeife weg und in gewaltigen Sätzen sprang er den Hügel hinunter, mit aller Lungenkraft schreiend: „Anhalten! Zurück! Der Steinbruch!“ — Vergebens!

Das Gefährt rollte weiter und jetzt — eine Todesangst überkam den jungen Burschen — rissen die Pferde die Deichsel halb herum und der Wagen stürmte in den Steinbruch hinein.

Einen Augenblick blieb Dolph stehen, mit zuckenden Mienen, keuchend vor Entsetzen; aber nur einen Augenblick währte sein Zaudern, dann sprang er dem Wagen nach, der zwischen zwei Steinfelsen eingezwängt gerade unterhalb der Felsenmauer stand, welche jeden Augenblick durch das Dynamit bersten und herunterstürzen mußte. Das Blut stieg ihm siedend heiß in den Kopf; es war ihm, als vernehme er schon ein leises Knistern und Krachen in den riesenhaften Steinmassen.

Jetzt hatte er den Wagen erreicht. Als die Pferde ihn neben sich erblickten, gingen sie in die Höhe — ein Ruck, und sie rissen sich mit dem halben Vorderwagen los. Mit zitternden Armen griff Dolph nach dem Baldrianhans, der sich mühsam unter dem Wagen herausarbeitete. Er war merkwürdigerweise bis auf eine leichte Abschürfung der Hände unversehrt. Ein heißer Weindunst schlug Dolph in das Gesicht, als jener lallend und verlegen lächelnd sagte: „Das war Pech, Dolph, verdammtes Pech!“ —

Der junge Bursche antwortete nichts darauf, als: „Komm, Jessus, du.“

Als jener taumelte, faßte er ihn mit fester Hand am Rockkragen und schleifte ihn hinter sich her.

„Du, Gottesmutter, hilf!“ flüsterte er dabei und mit übermenschlicher Anstrengung sprang und stolperte er über die Steine dem Ausgange des Bruches zu.

Da riß der Rockkragen und Baldrianhans kollerte in den Sand. — Ein paar Sekunden gingen verloren. Dolph war kreidebleich. Bei den Armen faßte er ihn nun und sprang ein paar Schritte weiter, — da, ein furchtbarer Knall, ein Sandregen, ein Kollern und Schlagen. . . . Hart übereinander lagen beide am Ausgange des Steinbruches und knapp neben ihnen fiel ein viele Zentner schweres Felsstück nieder, daß der aufwirbelnde Sand sie förmlich begrub.

Einige Minuten währte es, bis Dolph sich den Sand aus den Augen gewischt hatte und das Zittern in seinen Beinen nachließ, daß er sich wieder erheben konnte. Er half auch dem Baldrianhans auf, der mit stieren Augen um sich sah und dem erst langsam die Erkenntnis dämmerte, welch furchtbarer Gefahr er durch Dolph entrissen worden war.

— da, ein furchtbarer Knall, ein Sandregen, und knapp neben ihnen fiel ein viele Zentner schweres Felsstück nieder.

„Das war nicht ohne,“ sagte er und schüttelte den Sand aus dem Hute. „Ich dank' dir, Dolph, da hast!“ —

Er griff in die Westentasche und hielt seinem Retter eine Zehnguldenbanknote hin.

„Ich mag's nicht,“ sagte der rauh, „was ich brauch', verdien' ich mir, und mehr will ich nicht.“

„Na, wenn du's nicht magst, mußt 's bleiben lassen,“ erwiderte der junge Bauer und steckte das Geld rasch wieder ein. „Aber wenigstens die Hand giebst mir, daß ich dir dank'?“ —

„Das schon.“ — Flüchtig legte Dolph seine Hand in die dargebotene Hand des andern. Bitter spielte es dabei um seine Lippen. Mit zehn Gulden gedachte der Halbtrunkene ihm den Dank abzustatten für die Lebensrettung . . . Hielt er Dolphs Leben so gering oder das eigene?

„Aber jetzt muß ich mich um meine Füchse umschauen, was aus denen geworden ist,“ hub Hansel etwas besorgt an.

Dieselben waren aus dem Steinbruche wieder hin-

ausgestürmt und hatten sich in geringer Entfernung zwischen ein paar Bäumen so in die Stränge verwickelt, daß sie nicht weiter konnten. Dolph half die noch immer aufgeregten Tiere befreien, mit denen dann der junge Bauer nach Hause ritt, da der Wagen gänzlich zertrümmert war.

Dolph fühlte sich ermüdet und setzte sich an einem Raine neben dem Steinbruche nieder. Aber nicht lange währte es, so kam ganz aufgeregt der Vormeister. Er war dem Baldrianhans begegnet, und dieser hatte ihm die Sache so einigermaßen erzählt. Widerstrebend nur kam Dolph der Aufforderung nach, das Geschehene ausführlich zu berichten. Das geschah denn auch, und der Vormeister lobte, wie sich's gehört, die That seines jungen Arbeiters nach Gebühr und fügte schließlich hinzu: „Es scheint, als ob der Hans sich heut' aus Freud' einen Rausch angetrunken hätt', weil morgen, wie man hört, sein Versprechnis mit Kreuzbauers Mirl ist."

Dolph fuhr empor: „Was? das Versprechnis ist?"

„Ja. Am letzten Sonntag haben sie's in der Stadt in der alten Post erzählt."

„So, so, ja, ich glaub', ich hab's auch schon gehört," murmelte Dolph und sah in die Ferne. Es zuckte um seine Lippen.

„Geh nur nach Haus, Dolph. Mir scheint, dir ist nicht recht gut," sagte der Vormeister, dem das blasse Gesicht des Burschen auffiel.

„Ich mein' auch, 's wird das beste sein. Gute Nacht!"

Mit schwerfälligen Schritten entfernte sich Dolph. Aber er ging nicht ins Dorf, sondern die Berge stieg er hinauf und in die Wälder hinein; es war tiefe Nacht, als er sich endlich unter einem Baume hinwarf und den Kopf in die Hände stützte voll finsterer Gedanken. Ach, wenn er doch den Baldrianhans gelassen hätte im Steinbruch. . . .

* * *

Der Frühling war zeitig gekommen. Ein paar Wochen lang schien die Sonne heiß vom Himmel; dann aber regnete es in einem Stück, als sei der ganze Himmel ein Wasser geworden, die Wiesen begannen zu versumpfen, und graue Bächlein rannen allenthalben von den Abhängen.

Die Bauern verzagten schier, — da schien es noch einmal, als ob sich alles zum Guten wenden wolle. Der Regen hörte auf, und vierzehn Tage sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die Erde. Sie schuf eine eigene, mit schweren Dünsten geschwängerte Luft. Schwül und feucht lagerte es über den Höhen, die Wolken wurden immer dunkler, bis sie tiefschwarz über den Gipfeln hingen und an den hochragenden Wipfeln der Tannenwälder klebten. Besorgt sahen die Leute, wie sich die Wolkenmassen immer mehr herunter senkten, sich vorwärts schoben in die Thäler.

Der Dorfbach von Kronau stieg, seine klaren Fluten wurden trüber und trüber. . . .

Der alte Kreuzbauer stand hinter seinen Scheuern, welche fast bis zum Bachufer sich dehnten. Er blickte nach einem Steine, dessen Spitze noch ein wenig aus den Wellen herausragte. „Das Wasser geht in die Höhe," sprach er zu sich selbst. „Mittags noch lag der Stein trocken! Wo soll das hin?" Er streckte seine Hand aus. Ein kaum merklicher Wind hatte sich erhoben, und einzelne Tropfen fielen auf seine Finger.

Wie eine unendlich hohe, mit seltsamen Rissen und Hängen durchzogene Felswand türmten sich die Wolken gegen das Gebirge zu. Es war nicht mehr zu unterscheiden, wo die Berge begannen. „Joseph," rief er, in den Hof zurückkehrend, dem Altknecht zu, „nehmt die Mägde und räumt aus der Oberscheuer das Korn von der Tenne und aus dem unteren Bansen auf den Heuboden vom Haus, der noch leer ist. — Man weiß nicht, was geschieht. — Mirl," wandte er sich weiter an seine Tochter, die in der Hausthür erschien, „du schau zeitweilig nach, ob das Wasser steigt. Ich werde zum Vorsteher gehen und ihn fragen, ob er nicht meint, daß wir heute nacht a bisserl eine Wasserwache aufstellen."

Es war gegen Abend, als der Bauer zurückkehrte. Er sah mürrisch drein. „Der Vorsteher meint, es wär' nicht nötig, der Bach ist öfters schon so gewesen. — Das ist wahr. Aber wer weiß denn, wie hoch er diesmal steigt?"

Der Regen hatte aufgehört, und damit schwand ein gut Teil der Besorgnis. Der Kreuzbauer hatte sich zur Ruhe gelegt, als er noch einmal am Bache nachgesehen und kein weiteres Steigen wahrgenommen hatte.

Es war eine finstere Nacht, öde und sternlos der Himmel. Nur in der Ferne am östlichen Horizont zuckte ein mattes Wetterleuchten. Der Wind verstärkte sich. Sausend fuhr er durch die Blätter, dann schüttelte er die Äste, und endlich versuchte er seine Kraft an den Stämmen, die er hin und her bog, daß sie krachten. Ein lang gezogener, pfeifender Ton unterbrach bisweilen das Sausen des Windes.

In solchen Augenblicken hörte man ein schweres, gleichmäßiges Geräusch, wie wenn ein Heer im Marschschritt dahergezogen käme, immer näher und näher.

Dumpf dröhnend rollte es heran, von Sekunde zu Sekunde stärker; manchmal ein Krachen, wie wenn Soldaten eine Salve abgeben. Allmählich spülten die grauen Wellen über die Ufer, sie hoben und häuften sich und suchten Eingang in den Häusern, in den Scheuern und Ställen, wo das Vieh unruhig wurde, die Pferde erschreckt um sich schlugen und die Rinder blökten.

Schweißgebadet fuhr der Kreuzbauer aus dem Bette empor. Er hatte geträumt, es wäre Feuer im Dorfe. Tief aufatmend wollte er sich auf die andere Seite legen, — da hörte er das unruhige Blöken des Viehes, vermischt mit dumpfem Krachen. Mit beiden Füßen sprang er von dem Lager. Mit zitternden Händen machte er Licht, dann riß er das Fenster auf und blickte hinaus. Er sah nichts, aber das Wasser hörte er rauschen über den Hof, am Hause vorüber, auf die Straße hinaus. Rasch öffnete er die Thüre zur Kammer seiner Töchter.

BLB Karlsruhe

„Mirl, Annerl, um Gottes willen, auf! — Hochwasser! Thut Euch an," schrie er den Mädchen zu; dann gab er das Licht in die Laterne, fuhr in Hose und Rock, und eilte, so rasch ihn seine alten Füße tragen konnten, hinaus.

Als er die Thür aufriß, stürzte ihm die graue Flut entgegen und füllte plätschernd im Nu das Vorhaus. In der Stube erfaßte er die Trompete, die er noch aus seiner Soldatenzeit aufbewahrte, und den Kopf durch das Fenster streckend, gab er das Signal „Feuer". Schrill tönte die Trompete, sie rief die Knechte wach. Bald darauf pochte es an der Hausthüre.

„Seid ihr's, Franz, Joseph?"

Die Knechte bejahten.

„Nehmt die Kühe und Pferde heraus, führt sie hinüber aufs Schieferbergel; aber schnell, schnell!"

Nun wagte er sich hinaus; aber er mußte sich dicht am Hause halten, sonst hätten ihn die Fluten, die Stämme und Balken mit sich führten, umgerissen.

In der Knechtekammer wurden ein paar alte Fackeln aufbewahrt; er tastete, bis er sie endlich fand. Er zündete eine an, denn der Sturm hatte die Laterne ausgelöscht. Und es war fürchterlich in dem wütenden Sturme, in der stockfinsteren Nacht. Aber kaum war er wieder hinausgetreten, um die Gefahr zu übersehen, da erscholl ein Geräusch, wie ein Donnerschlag, darauf ein langgezogenes Knistern und Prasseln. Die Oberscheuer hob sich samt ihren hinteren Mauern, einen Augenblick neigte sie sich nach vorn, dann durchbrachen die brausenden Fluten das Ziegelgefüge — knirschend stürzte Mauerwerk und Gebälk zusammen.

Garben und Balken riß die Flut im Wirbeltanze über den Hof; einer streifte den unglücklichen Bauer, der eben noch wahrnahm, wie eines der Pferde sich angstschnaubend vom Altknecht losgerissen hatte und nun verzweifelt sich gegen das Wasser wehrte, das es immer weiter mit sich forttrug, — dann verlor er den Halt unter den Füßen.

Ein gellender Angstschrei, die Fackel erlosch zischend im Wasser, — da erfaßte ihn eine kräftige Hand und riß ihn empor.

Die Flut stieg weiter, sie reichte ihm fast bis zu den Schultern, und sein Retter mußte mit aller Anstrengung arbeiten, bis es ihm gelang, aus dem reißenden Strome herauszukommen, der ihn vom Hause, dem er zustrebte, abtrieb, und er am Schieferbergel landen konnte.

Dorthin hatten sich viele Dorfbewohner geflüchtet, welche kaum mehr als das nackte Leben gerettet hatten. Ein paar Fackeln beleuchteten mit grellrotem Scheine das entsetzliche Bild.

Weitum war alles überschwemmt, und das Wasser trug auf seinem Rücken Zäune, Wagen, Dächer, entwurzelte Bäume, Balken, Hausgeräte, tote Tiere; hie und da tauchte auch ein bleiches Menschenantlitz mit im Tode erstarrten, weitgeöffneten Augen auf.

Unaufhörlich klang jetzt durch das Thal das Trompetensignal, aber die Warnung kam zu spät, — das Unglück war schon geschehen, der Wolkenbruch forderte seine Opfer.

Der Retter trug den alten Bauern bis an eine Holzbank, die jemand als sein bestes Besitztum in der Angst mit sich genommen hatte, und setzte ihn dort nieder. Erst jetzt erkannte der Kreuzbauer den sonnengebräunten Burschen, dem das dunkle Haar auf der Stirn und im Gesichte klebte, während am Halse unter dem geöffneten Hemde eine tiefe blutende Schramme sich hinzog . . . es war Dolph.

Weinend warf sich Annerl dem Alten um den Hals, der sie zärtlich an sich drückte, dann aber auffuhr: „Wo ist Mirl?"

Annerl wurde totenbleich und auch aus des Burschen Gesichte schwand jede Farbe.

„Ja, wo ist Mirl?" fragte auch der Baldrianhans, der zitternd vor Angst unter der Gruppe sich befand.

„Mirl ist noch drüben," schluchzte Annerl, „sie wollte dich suchen; sie glaubte, dir sei was geschehen."

Der Alte richtete sich starr auf. „Ich geh' sie holen." Er machte ein paar schnelle Schritte gegen das Wasser zu, aber die Kraft verließ ihn, und er sank zusammen.

„Hol du sie," schrie er seinem künftigen Eidam zu, der ihn aufrichten half. „Es ist ja deine Braut." Er rüttelte den blöde Dreinschauenden am Arme. „Hörst du?"

Der wich zurück. „Vielleicht — — — hat sie sich doch — — — schon gerettet," meinte er stotternd.

In diesem Augenblicke sah man, wie an dem einen noch erleuchteten Fenster des Kreuzhofes die Gestalt eines jungen Mädchens erschien. . . .

Wild schrie der Alte auf.

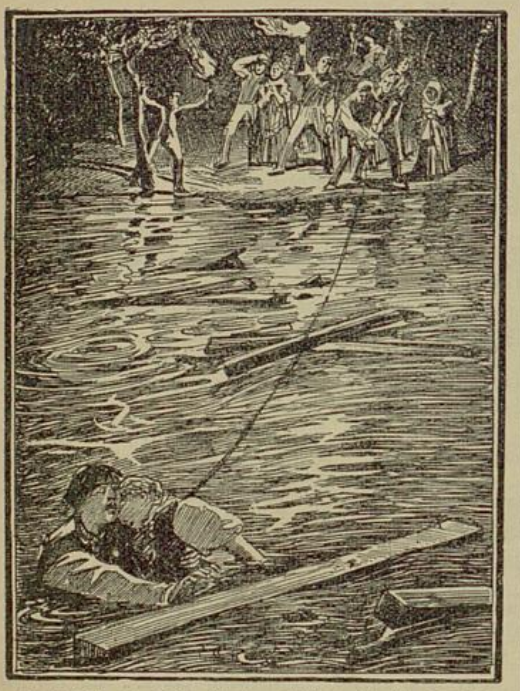
„Seid still, Bauer, ich hole sie," sagte da der Dolph zu ihm. Er band sich einen langen Strick unter die Schultern, dessen Ende er den Leuten zum Halten gab. Dann ging er eine Strecke aufwärts und schließlich in die graue wildbrausende Flut hinein. Das Wasser reichte ihm bis zur Nase und ein paarmal verschwand er ganz, daß die Leute laut aufschrieen. Aber immer tauchte sein bleiches Gesicht wieder auf. Schon näherte er sich dem Hause, da brachen die Ställe zusammen, ruckweise riß das Wasser die festgefügten Holzsparren los, bis endlich die Last des Daches die schwachen Grundstützen durchbrach. Die Trümmer, welche mit aller Wucht gegen das Haus angetrieben wurden, brachten dasselbe in schwere Gefahr.

Aber es hielt stand, wenn auch erzitternd. Dolph suchte dem Holzgeschiebe, das auf ihn eindrang, zu entkommen.

Die Hände wurden ihm dabei blutig gerissen und auch die Stirne färbte sich rot, aber endlich erreichte er doch das Haus; er stieg durch das niedere Fenster ein, band das halb bewußtlose Mädchen an den Strick und schrie den Leuten am Ufer zu, zu ziehen.

BLB Karlsruhe

Er selbst hielt sie nach Kräften über dem Wasser und wehrte dabei die Balken ab, die in der Flut dahergeschossen kamen.



Er hielt sie nach Kräften über dem Wasser und wehrte dabei die Balken ab.

Glücklich gelangten beide ans Ufer, wo der zitternde Alte bald seine Tochter, bald den Burschen an sein Herz drückte, der plötzlich niedersank, von einer tiefen Ohnmacht befallen.

* * *

Ein Jahr ist seit jener Unglücksnacht verflossen.

Der Bach plätschert ruhig in seinen Ufern, als hätte er niemals Tod und Verderben über das Thal gebracht. Wohl sind die Spuren des Hochwassers noch immer wahrzunehmen, denn weite Äcker und Wiesenstrecken sind versandet und mit Geröll überschüttet, aber es wird eifrig daran gearbeitet, alles wieder herzustellen.

Und wenn auch der Kreuzbauer nur eine Scheuer statt der früheren zwei hat errichten können; wenn auch der Stall kleiner wurde und nur der Altknecht auf dem Hofe geblieben ist, so herrscht doch eine sehr glückliche Stimmung in dem Hause, das so schmuck dasteht, wie nur jemals vorher.

Dem alten Bauer, der weißhaarig und ein wenig gebückt dahergeht, steht der arbeitsame Schwiegersohn Dolph wacker zur Seite.

Auch Annerl ist dem Schwager recht zugethan, seitdem es bekannt geworden, daß sie ihr damaliges Geschenk dem Baldrianhans zu verdanken hatte, der damit Mirls Eifersucht erregen und Dolph vom Hofe entfernen wollte. Dolph und Mirl aber sind ein Ehepaar, das sich das glücklichste auf Erden dünkt. Manchmal spricht Dolph sogar den frevelhaften Gedanken aus, gerade das Hochwasser hätte ja für sie das Glück gebracht, das ihnen sonst kaum zuteil geworden wäre. — —

Ein Unfall in Dresden.

In der Sporergasse zu Dresden ließ sich letztlich der Drechslermeister Gottlieb Kreisel eine neue Aufschrift über seine Auslage machen, und zwar, damit sie so recht auffalle, auf die neumodische Art in fußhohen Buchstaben aus hochfein poliertem Metall. Die Leute waren bei der Arbeit und befestigten immer einen Buchstaben um den anderen in der Wand; den stolzen Namen „Gottlieb Kreisel" hatten sie bereits fertig, und nun ging's an den „Drechslermeister" — da will's das Unglück und der Herr Monteur auf seiner Leiter versieht sich, er läßt den großen schweren Anfangsbuchstaben aus den Händen gleiten; dieser fällt zur Erde und einem ehrsamen Dresdener Bürger, der notwendig dabei stehen und

sich die Sache besehen mußte, gerade auf den Kopf, so daß er einfach hinschlug und jedermann vermeinte, mit dem wär's aus und alle. — Aber nein, unser guter Dresdener erhebt sich wieder und schaut sich nur ein wenig verwundert um.

„Um Gottes willen," ruft der Monteur, „es ist Ihnen doch nichts passiert?"

„Ach nee, mein kutestes Herrchen," erwiderte da der Dresdener in seiner angeborenen Höflichkeit, „reene gar nischt; es war Sie ja — nur e weeches D!"

Der falsche Heilige!

uhu!" schallte es durch den Kasernengang, daß die Fenster klirrten und der Hauptmann verwundert nach seinem Feldwebel sich umkehrt, der respektvoll hinter ihm drein schreitet.

„Wem ist denn da gar so wohl?" sagt dann der Hauptmann und stößt die Thüre zu dem Mannschaftszimmer auf, aus welchem der Schrei ihm herzukommen schien; und er kommt gerade zurecht, um einen zweiten Juhschrei zu ersticken. Die Hand, die ein Schriftstück triumphierend über den Kopf hatte schwenken wollen, klappt vorschriftsmäßig herab, das übermütig vorgestreckte Bein sucht eilfertig den Boden, und der ganze Mann steht bolzengerade vor seinem Vorgesetzten.

„Was giebt es denn hier gar so Lustiges?" fragte der Hauptmann nicht ungütig; denn er ist ein Menschenfreund, trotz mancher bittern Erfahrung, über die er sich zwar den Kameraden gegenüber nicht auszulassen pflegt, während dafür die junge Frau Hauptmann vertrauten Freundinnen gegenüber um so redseliger ist.

„Geerbt hab' ich, Herr Hauptmann," antwortet der Soldat.

„Hm, hm, wer ist Ihnen denn gestorben?"

„Ein Vetter — ein weitschichtiger," sagt der Befragte, und ein freudiges Lachen, durch die militärische Subordination mühsam zurückgehalten, verklärt von innen heraus das frische sonnengebräunte Gesicht des Mannes.

„So, so; na, das ändert allerdings die Sache." Zugleich fiel es dem Hauptmann bei, daß derselbige Hupfauer, der vor ihm steht, sich ohne gesetzmäßig ihm zukommenden Vater durch das Leben behelfen muß, und auch seine Mutter, statt den Fehlenden zu ersetzen, sich beizeiten fortgemacht hat aus dieser Welt, die anscheinend nicht gerade gut mit ihr verfahren ist. „Wieviel ist es?" forschte der Hauptmann wohlwollend weiter.

„2600 Mark," erklärte der glückliche Erbe mit dem feierlichen Nachdruck, welchen die stattliche Summe erheischte.

„Hupfauer," sagte der Hauptmann, „damit sind Sie ein gemachter Mann." Nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Sagen Sie, haben Sie sich vielleicht schon einen Plan gemacht, wie Sie das Geld anlegen wollen?" Dabei betrachtete er den Soldaten mit leutseligem Blick.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Nun, wie denn?"

„Ich kauf' mir eine Extrauniform."

„Dummes Zeug," rief da der Hauptmann, und der Hupfauer that eiligst den schon zu weiterer Mitteilung geöffneten Mund wieder zu.

„Extrauniform! Dummes Zeug! Giebt's nicht," fuhr der Hauptmann aber wohlwollender fort. „Aber Sie haben ja noch etwas sagen wollen?"

„Und am Abend trink' ich ein paar Maß Bier," so vollendete der Untergebene etwas zaghaft seinen Satz.

„Eines thut's auch, thut's vollständig," wurde er da sofort vom Hauptmann belehrt, der seinerseits den Thee vorzog und auch bald bei seiner Theetasse daheim saß und dabei seiner Gattin von dem Fall erzählte. Er war noch etwas im Ärger über den Soldaten. „Siehst du," sagte er, „so sind sie. Sich selbst etwas zugute thun und vor den anderen zu prahlen, das steckt ihnen im Kopfe. Ich hatte Mühe, dem Mann begreiflich zu machen, daß er mit dieser Summe selbständig werden kann in seinem Handwerk, und der Hupfauer ist sonst ein geweckter Bursche; du kennst ihn ja auch, er hat als Bedienter bei mir ausgeholfen damals . . . ." Der Herr Hauptmann machte eine bedeutsame Kopfbewegung und rührte angelegentlich in seinem Thee.

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete die junge Frau, und über ihre eigene Tasse traf ein schelmischer Blick ihres Gatten gesenktes Haupt.

„Es reut mich doch nicht, Henni," sagte er, den Kopf erhebend und ihr in die etwas übermütig funkelnden Augen sehend.

„Daß du den Hupfauf, oder wie er heißt, angepredigt hast?" fragte in absichtlichem Mißverständnis die Frau Hauptmann.

„Daß ich damals den Versuch machte mit dem Ampfenzeder."

„Mit dem Leben sind wir ja davongekommen," meinte sie, behaglich in ihren Stuhl zurückgelehnt.

„Es wäre das einzige Mittel gewesen, den verlorenen Menschen zu retten," sagte der Hauptmann eifrig. „Mit einem guten Zeugnis über seine Dienstzeit bei mir hätte er überall unterkommen können."

„Je nun, das konntest du ihm doch nicht geben, nachdem er allenthalben Schulden auf deinen Namen gemacht und deinen neuen Civilanzug ins Pfandhaus getragen hat. Ein Dieb soll immer am schwersten zu bekehren sein," so sagte Frau Henni mit belehrender Miene.

„Wildern ist in den Augen dieser Leute kein Diebstahl," versetzte ihr Gatte, ihr wie schon öfter die Beweggründe darlegend, welche ihn bewogen hatten, einen wegen dieses Vergehens abgeurteilten ehemaligen Gefängnissträfling in seinen Dienst zu nehmen. „An den Wald und alles, was darin gedeiht und lebt, hat nach ihrer Auffassung ein jeder das gleiche

Recht. Es ist ein Stück alten Germanentums," fügte er sinnend hinzu.

„. . . . das der gute Ampfenzeder der Neuzeit anzupassen trachtete," so ergänzte ziemlich trocken die Frau Hauptmann, welche diesem Überbleibsel vorväterlicher Anschauung kein rechtes Verständnis entgegenbrachte.

„Um aber auf den Hupfauer zurückzukommen," sagte ablenkend der Gemahl, „so habe ich es doch bei ihm erreicht, daß er mir die Papiere aufzuheben giebt. Er hätte auch einmal einen Gspaß haben mögen, hat er sich später gegen den Feldwebel geäußert."

* * *

Ein Herbsttag war es, warm und schön, wie ein richtiger Sommertag. Wer nur konnte, alt und jung, reich und arm, strebte ins Freie, über die Brücke dem Ufer entlang oder auch wohl den Berg hinauf, immer den schmetternden Tönen nach, als ob Luft und Sonnenschein noch nicht genügten zum Frohsinn und Genusse. Ein junger Bursch in funkelnagelneuem Anzuge sitzt unter den übrigen unter den Kastanien, aber mehr dort, wo die feineren Gäste sitzen — das ist er seinem graukarierten Anzuge schuldig — und somit ziemlich ab von der Musik. So wählt er für sich des Gartens Mitte, wo zu seiner Rechten behäbige Bürger sitzen beim Kartenspiel und links ein Tisch mit Arbeitern, die heute — es ist Montag — blau gemacht.

„Was giebt es denn hier gar so Lustiges?" fragte der Hauptmann nicht ungütig.

„Bitt' gar schön, schöner Herr," tönte es, als das erste Musikstück vorüber, nach dem er unter dem Gewehr oftmals marschiert, ihm über die Schulter. Ein Teller, darauf kleine Münzen klirrend untereinander rasselten, lieh den Worten Sinn und Bedeutung.

„Ich bin ja erst gekommen," wandte der Angegangene ein, zog jedoch seinen Beutel hervor, ihm ein Fünfpfennigstück zu entnehmen. „Jetzt bitt' ich mir aber meine Ruh' aus," sagte er und drehte den Kopf zur Seite, der neben ihm der Spende Harrenden zu.

„Vergelt's Gott," wurde ihm erwidert, und ein paar gleichgültig gesenkte Augen hoben sich, seinem Blick zu begegnen. Was sie darin lasen, mochte ihnen weniger abweisend erscheinen als die gesprochenen Worte, das Mädchen beugte sich herunter und flüsterte: „Darf ich nachher wirklich nimmer kommen?" Ein verstecktes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Später, später," verwies es der Befragte und runzelte die Stirne. Jetzt kicherte sie leise vor sich hin und ging dann ihres Weges weiter.

Der andere sah ihr müßig nach. „Du Lackel," brummte er halblaut, da einer der Arbeiter das Mädchen in die Wange kniff, nachdem er ihm 2 Pfennig auf den Teller gelegt. Der junge Mann im graukarierten Anzuge konnte dies so ziemlich verfolgen, denn von dem Tische aus, wo er sich niedergelassen, beherrschte er so ziemlich den ganzen Garten. Dennoch wollte ihm sein Platz nicht länger behagen; er rutschte hin und her auf der langen Bank und setzte sich zuletzt auf den Stuhl, der unten quer stand, den konnte die Sonne nicht sobald erreichen. Nun wurde ihm auch die Gesellschaft sichtbar, die vorhin in seinem Rücken musiziert. Sie spielten in einem erhöhten runden Gartenhäuschen und das Mädchen saß auf dem hölzernen Geländer, das den Raum umschloß. Kam es ihm nur so vor, oder waren die halbzugekniffenen, langgeschlitzten, braunen Augen wirklich beharrlich nach seinem Tische und nach ihm gerichtet? Es war zu dumm; immer mußte er hinsehen, ob sie noch hersah; er war ganz froh, als sie wieder aufstand und nach ihrem Teller griff. Dieses Mal fing sie ganz außen an und zog einen stets engeren Kreis um ihn.

„Komm' ich recht zuletzt?" fragte sie, nachdem sie zum Schluß zu ihm gelangt, und lachte ihn vertraulich an.

Schöne weiße Zähne hatte sie ja, das war wohl aber auch das einzige — im übrigen — ein schmächtiges Ding mit schmalen Backen. Auch die Augen mit den langen, aufwärts gebogenen Wimpern, waren nicht so übel; es waren blitzende, braune Augen. Er hatte gar nicht gewußt, daß Augen so funkeln konnten; es that einem schier weh, dareinzublicken

„Spielt ihr da alle Tag'?" fragte er, indes er langsam nach seinem Geldbeutel griff.

„Alle Tag', außer wenn es regnet," erwiderte das Mädchen.

„Und wenn es regnet?"

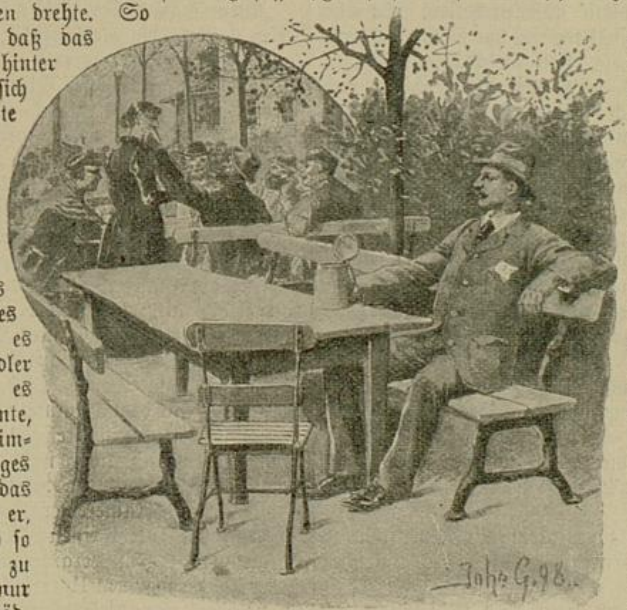
„Dann spielt der eine da, der andere dort, wo er halt unterkommt."

„Du ziehst dann mit dem Langen im grünen Rock? Ist's nicht so?" fragte der Gast und suchte vergeblich nach einem zweiten „Fünferl". „Wer ist er?" fragte er weiter und legte ein Zehnpfennigstück auf all die anderen Kupfermünzen darauf.

„Wird wohl mein Bruder sein. Gelt's Euch Gott, schöner Herr!" Damit ging sie wieder zu den Musikanten.

Der Zurückgebliebene aber gab seinem Stuhl einen Ruck, womit er dem Gartenhaus und seinen Insassen neuerdings den Rücken drehte. So wurde er erst inne, daß das Mädchen abermals hinter ihn getreten, als es sich unterwürfig verbeugte und fragte: „Darf man sich ein bissel hersetzen auf die Bank?"

Ein gar ein nettes Stimmerl hatte das Musikantenmädel, so was Schmeichlerisches war darin, ein zartes Stimmerl, womit es seiner Lebtag keinen Jodler hinausgedreht, wie es daheim die Resl konnte, ein gar ein weiches Stimmerl, ja ein richtiges Kinderstimmerl! Ja, das war's, und jetzt wußte er, was ihm daran gleich so gefallen hatte. Ohne zu antworten, nickte er nur und schob dem Mädchen den frischgefüllten Krug hin. Indem es einen durstigen Zug daraus that, funkelten über den Rand herüber die strahlenden braunen Augen ihn lustig an.



Von dem Tische aus beherrschte er so ziemlich den ganzen Garten.

„Es wird gewartet auf die Abendgäst'," so erklärte es die eingetretene Pause und entschuldigte damit auch so leichthin ihr Erscheinen.

„Wo wohnst?" erkundigte sich der Bursch.

Das Mädchen nannte eine abgelegene Vorstadtgasse.

„Die kenn' ich gleich gar nicht," sagte er. „Ich bin Soldat gewesen bis heut," setzte er gesprächig hinzu, „da kommt einer nit viel herum."

„Und jetzt?"

„Jetzt geh' ich und mach' einen Wagnermeister."

„Da hier in der Stadt?"

„Nein, nein; auf meinem Dörferl draußen. Wie heißt denn?"

„Ich bin die Waldlermiezl," antwortete das Mädchen und blinzelte den Burschen an.

„Marie heißt also?"

Die Gefragte nickte.

„Ja wie wird mir denn?" rief der Bursch verwundert, „dann bist das kleine braunaugige Stadtdirndl, das einen Sommer durch beim Schusterquirin war?"

„Das bin ich gewesen," sagte das Mädchen und kreuzte behaglich die Arme über der Brust. „Ich hab' dich gleich gekannt," behauptete es alsdann, das „Sie" jetzt mit einemmale beiseite schiebend.

„Du?"

„G'rad auf der Stell', wie du mir das Fünferl auf den Teller gelegt hast."

„Schau, schau, ich bin doch selbigesmal ein Schulbub gewesen," warf der Bursch mit zweifelhafter Miene ein.

„Ich hab' dich gekannt für den Hupfauer Jakle," wiederholte das Mädchen, „hast doch dasselbige Gesicht."

„Dasselbige dumme? Was?"

Das Mädchen aber lachte schelmisch und sagte: „Nein, ein gutes Gesicht hast. — Weißt noch," fuhr sie im selben Atem fort, „wie wir in die Haselnüss' 'gangen sind, ich und du, und die Gschwendnerresl und der Schusterfranzl, weißt es nimmer?"

„Ich mein' schon."

„Und es war ausgemacht, sie werden geteilt ganz ehrlich. Und wie wir im Gras gesessen sind und haben sie abgezählt, die Nüss', auf einmal ist der alte Birnkofer 'kommen und hat kein Wörterl gered't, kein Sterbenswörtl, und hat dich beim Ohr genommen und in die Höh' gezogen und über die Wiesen hinüber und fort mit dir um die Ecke herum. Er war kein Guter, der Birnkofer nit."

„Da siehst, wie dumm ich gewesen bin," sagte der Hupfauer, von der Erinnerung nicht angenehm berührt

„Was hast machen wollen," gab die Erzählerin gemächlich zurück, „warst ja in der Kost bei ihm. Am andern Tag sind wir eingesperrt worden allesamt, weil wir hinter die Schul' sind 'gangen in die Haselnüss', du auch, aber Haselnüss' hast halt keine gehabt, du armer Narr."

„Nit wahr ist's," entgegnete triumphierend der Bursch, „die Resl hat die ihren mit mir geteilt."

„Lebt die Resl noch?"

„Die schon.“ Nun lachte der Hupfauer vergnügt.

„Ist's sauber worden?“

„Das war's schon immer.“

„Giebt sie die Wagnerin?“

„Es könnt' so kommen.“

„Bin ich sauber worden? Jetzt kannst nit sagen, ich war's schon immer,“ fügte das Mädchen eifrig bei, „denn du hast mich nimmer gekannt, da muß ich mich schon ganz verändert haben.“

„Mir gefallst besser heut, selbigesmal bist zum Erbarmen klein und mager gewesen, wie ein Afferl schier, und klettern hast auch können wie ein Afferl.“

„Ja, auf dem Birnkofer seinen Zwetschgenbaum? Hast am End' du die Prügel dafür 'kriegt?“

„Kann sein, die hab' ich mir nit gemerkt.“

„Weißt, du warst mir schon am liebsten von der ganzen Schul',“ bekannte das Mädchen, „wenn ich auch deine Haselnüss' hab' aufessen helfen. Du aber hast immer zur Resl g'halten, das hat mich g'wurmt.“

„Wie du noch all die alten Geschichten weißt.“

„Gar all weiß ich, und wie ich geschrien hab' und geweint, weil ich meine Mutter hab' daherkommen sehen und hab' gewußt, sie holt mich in die Stadt. Der Schusterquirin ist ihr Bruder gewesen.“

„Warum hat sie dich zu ihm gethan?“

„Sie hat eine Heirat machen wollen und hat sich eingebild't, es ging' eher, wenn ich fort bin. Es war aber nichts damit, bis dem Hies sein Vater 'kommen ist, der Lump.“ Sie schnellte mit dem Kopf nach dem Gartenhaus hin.

„Auf die Art ist der Hies dein Bruder 'worden?“

„Nicht anders.“

„Ist der Alte auch dabei?“ Nun machte der Hupfauer die Bewegung nach dem Standquartier der Musikanten.

„Tot,“ sagte kurz die Waldlermiezl.

„Und deine Mutter?“

„Auch tot.“

„Dann hausest du ganz allein mit dem fremden Kerl?“ Tugendsame Entrüstung zog des Burschen Stirne in Falten.

„Ist meine Base auch noch da,“ rechtfertigte sich das Mädchen, und der ehemalige Schulgefährte wußte nicht, ob sie ihn an- oder auslache — so übermütig glitzerten die Augen. „Der Hies blast am besten,“ verteidigte sie ihrer Mutter Stiefsohn. „Der hätt' es gut weiter bringen können.“

„Warum hat er's denn nit weiter gebracht?“ forschte der Hupfauer etwas geringschätzig.

„Es dürst't ihn halt so stark.“

„Und dich dürst't gar nit,“ sagte der Bursch und schob ihr wieder den Krug zu. „Magst essen auch?“ setzte er hinzu und steckte dabei eine rechte Gönnermiene auf.

„Was? Bist so ein reicher Herr 'worden?“ fragte die Waldlermiezl voller Verwunderung.

„Ich hab' so, was ich brauch',“ sprach der Hupfauer etwas kühl. „Laß dir was sagen,“ fuhr er gnädiger fort, „wir essen miteinander, ich bleib' heroben heut am Abend.“

„Mir ist's recht,“ so stimmte das Mädchen bei, und die langgeschlitzten braunen Augen zwinkerten vergnüglicher denn je. „Ich weiß noch viele von den alten Geschichten, und du erzählst mir von der Resl. Meinst, sie thät' Augen machen, wenn sie uns zwei könnt' sitzen sehen?“

Die Frage blieb ohne Antwort.

„Weißt, ich red' nur so daher,“ sagte sie begütigend und einschmeichelnd, als hätte sie Sorge, ihm weh zu thun.

* * *

Ja, ja, die Resl. Was hätte die Resl die großen graublauen Augen aufgemacht, wenn sie ihren Jackl neben der Waldlermiezl, dem Musikantendirndl, hätt' sitzen sehen! Statt dessen saß diese in selbiger Abendstunde daheim und hatte es mit ihren Krautköpfen zu thun.

„Wenn's so bleibt, giebt's schöne Kränz auf Allerseelen,“ schrie die Resl grade übertrieben laut dem halbtauben Großvater zu.

„Nit wann du die Blumen abreißt allesamt,“ gab er mißvergnügt zurück, obgleich die Enkelin nur ein paar duftende weiß und rosa Wicken sich ans Mieder gesteckt.

„Mir ist, als sollt' der Jakl kommen heut,“ schrie ihm das Mädchen geschämig ins Ohr.

„Der kommt nit,“ sagte der Alte und schüttelte unzufrieden den grauen Kopf.

Jetzt aber mußte die Resl lachen. „Das glaubst doch selber nit,“ behauptete sie, „geh,“ sie streichelte gutmütig des alten Mannes Arm.

„Wirst sehen, daß er nit kommt,“ beharrte er jedoch auf seinem Wort. „Ist deiner Mutter g'rad so 'gangen mit dem Hammerlsepp; wirst es ja sehen,“ und ging der Hausthüre zu. Das konnte er der Tochter im Grab noch nicht vergessen, daß sie in ihrem Harren auf die Rückkehr ihres ungetreuen Liebsten den Krameremeran, den Witiber, ausgeschlagen, um zuletzt einen Bauernknecht zum Mann zu nehmen. Im Krameranwesen hätte der alte Vater seinen warmen Unterschlupf gefunden, wogegen er, nachdem es anders gekommen, Tochter und Eidam in seiner eigenen dürftigen Behausung hatte Einlaß gewähren müssen.

Die Resl schüttelte den Blondkopf fast wie vorher der alte Mann, nur geschwinder, ungeduldiger. Wär' sie doch still gewesen vom Jakl und seinem Kommen am heutigen Abend, ganz still. So eine echte, rechte Freud' ist was gar Zartes, da soll kein fremder Mund darüber hauchen; sonst ist der Glanz dahin, als wenn du einem Schmetterling über den schimmernden Flügel wischst. Ihr war so leicht gewesen, so froh, und jetzt auf einmal wird ihr angst, warum denn? Was ist's nachher, wenn er erst morgen kommt? Auf einen Tag geht es doch nicht zusammen, wenn zwei ihr ganzes Leben beieinander bleiben. Es hilft nichts, ihre Freud' ist tot, wie der Bläuling, den der Großvater vorhin gefangen, und dem die Resl mitleidig sein bisserl Leben nicht hätt' kürzen wollen. Was ist's denn nur, so war ihr doch

noch nie? Das ist die große Lieb', die macht so schreckhaft. — — —

* * *

Nichts war es mit der Resl Hoffnung auf den schönen Kranz für Allerseelen, der Reif hatte die Blumen alle gesengt und schwarz gebrannt, und auch des Mädchens frohe Erwartung lag welk und eingeschrumpft in ihrer Brust. Doch hing sie nicht den Kopf wie draußen im Garten die Astern; sie that still die Arbeit im Haus und ging ins Dorf in den Taglohn und hörte den Großvater an, wenn er ihr am Abend vorhielt: „Gelt, daß er nit 'kommen ist."

„Heut nit," bestätigte dann die Resl mit stillem Vorbehalt.

„Der Gruberdonisl ist da," begrüßte er sie eines Abends, „hast ihm nit nachgefragt, demselbigen?"

„Ich schon," sagte ruhig die Enkelin.

„Wo ist er nachher, der große Herr?"

„Der Donisl hat mir's nit berichten können; er war nit bei ihm in der Kasern', ich muß schon selber schauen gehen."

„Du?" Dem alten Mann fiel schier die Pfeife aus der Hand. „Wo willst denn nach ihm schauen?"

„In der Stadt halt, wo er gewesen ist. Weißt, Großvater," so erklärte ihm die Resl, „sitzen und herwarten, das kann ich nicht; das drückt mir 's Herz ab. Und mir ist, als ob er mich nötig hätt', als ob er mich rufen thät', als ob es die höchste Zeit wär', daß ich aufbrech'!" Der Resl sonst so stetig blickende Augen glühten wie im Fieber.

„Bist doch nit gescheit," entgegnete ärgerlich der alte Mann, „wie willst denn du ihn finden, bist kaum zum Dorf hinausgekommen . . . . Und wer soll denn das Geld hergeben für die narrete Fahrt?"

„Es kost't dich keinen Pfennig, Großvater," sagte beschwichtigend das Mädchen, „ich hab' schon selber ein paar Markerln, und wegen dem Essen darf dir's wieder nit sein, die Veserl bringt dir's zu Mittag und schaut auch sonst im Haus nach, die Bäuerin hat mir's gesagt."

„Du bist noch ärger wie deine Mutter," behauptete ingrimmig der Alte, „die hat doch ihre Dummheiten daheim gemacht."

Und richtig, bald saß die Resl auf der Eisenbahn und fuhr auf die Stadt zu mit einem kleinen Bündel, darin sie das Unentbehrlichste geknüpft, mit einem noch kleineren Lederbeutel, der ihre bescheidene Barschaft enthielt, und mit ihrer großen Lieb' und Zuversicht im Herzen. Sie hatte sich warm gelaufen auf dem Fußsteig über den Berg; jetzt aber wollte es sie schier frösteln, und es war doch gar nicht kalt im Wagen, es war nur das Fremde, Ungewohnte, was sich ihr so eisig aufs Gemüt legte.

„Wer sucht, der findet," hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel gesagt Wenn sie nur schon anfangen könnt' damit! Die Resl hatte sich gedacht, es ging' viel schneller auf der Eisenbahn. Kaum meint sie, die wär' jetzt gut im Gang, hält sie auch schon wieder an. Lange sitzt sie ganz allein auf ihrer Holzbank, endlich steigen drei zu ihr herein, ein altes Mutterl, das gleich den Rosenkranz herauszieht; ein alter Mann, schier wie der Großvater einer ist, er schaut auch ganz so harb; und zu dritt ein junger Herr in städtischer Kleidung. Die Resl ist froh, weil sie nicht mehr so allein darf sitzen; sie fragt auch gleich, bis wann sie ankommen miteinander, wenn sie überall so halten . . . .

„Hast's denn gar so eilig?" meint der junge Herr.

O mein, freilich hätt' sie's eilig und kennt sich doch nit aus, wie sie's anstellen muß . . . . Sie stockt und wird feuerrot.

„Ist er beim Militär?" fragt der andere wieder.

„Gewesen," sagt die Resl und kann sich nicht genug über den Scharfsinn des jungen Herrn wundern, der ihr die allerinnersten Gedanken vom Gesicht abzulesen scheint. Das muß ja ein ganz Gescheiter sein; bei dem mag man sich gut Rat erholen. Was er aber vorbringt, nachdem sie ihm ihr Anliegen vorgetragen, will ihr erst nicht taugen.

„Kannst ja in die Kasern' gehen," schlug er vor.

„Nit gern unter die Soldaten," sagt die Resl.

„Oder gehst auf die Polizei, es steht dort ein Gendarm am Thor." Gleich mit dem Gendarm hinter dem Jakl dreinhetzen, der seiner Lebtag nichts Unrechtes gethan?

„Es ist kein leichtes Stückel, einen finden in der Stadt," giebt er ihr schließlich zu bedenken, da sie sich gar so wählerisch stellt. „Ist schon mancher hineingegangen und seiner Lebtag nimmer gesehen worden . . . ." fuhr er bedeutsam fort.

„Der Jakl ist ein Starker, der sich erwehren kann," sagt die Resl sich selber zum Trost.

„Gar mancher hat darin seinen Tod gefunden, ohne daß man weiß, wie und warum," so fährt der andere fort. Da aber fiel ihm das alte Mutterl in die Rede und sagte zu Resl: „Da darfst dich schon an heiligen Antonius wenden; denn in so einem verzweifelten Fall ist auf Polizei und Gendarmen und sonstige irdische Hilfsmittel wenig Verlaß. Der heilige Antonius aber, das ist einer, der hilft suchen. Mir ist er noch immer beigestanden. Gelt, Vater," so wandte sie sich an ihren Begleiter, den alten Murrkopf, „so wie ich 'was verlier', schnell bet' ich zum heiligen Antonius."

„Ja, ja," so bestätigte etwas unwirsch der Vater.

„Drum eben haben sie ihm letztlich die schöne neue Kirche gebaut in der Stadt," bemerkte der städtisch Gekleidete mit dem überlegenen Spott seiner höheren Bildung, der aber von den harmlosen Gemütern seiner Umgebung nicht wahrgenommen wurde; im Gegenteil, das alte Mutterl war sehr zufrieden damit und fand es ganz in der Ordnung, daß die Stadtleute gerade ihrem heiligen Antonius eine Kirche hergerichtet, der so stark beim Suchen hilft.

„Da mußt hineingehen," so riet sie eindringlich der Resl; „nein, was die Stadtleut' Vorteil haben," meinte es schier ganz neidisch; und als sie bald darauf aus dem Wagen ausstieg, sagte sie beim Abschiede noch: „Geh aber nur ja in die rechte Kirche zum

heiligen Antonius, und zu keinem andern; denn die Heiligen haben alle ihr eigenes Revier."

* * *

Den dritten Tag schon war die Resl bereits in der Stadt unterwegs; ja unterwegs, das war das rechte Wort; überall war sie gewesen, wo ihr stadtkundiger Reisegefährte sie hingewiesen: den Jakl aber hatte sie noch nicht gefunden mit aller Müh' und allem unverdrossenen Suchen. Was sie nicht einmal auf der Polizei gewußt, nicht der Gendarm mit seinem Säbel an der Thür, und nicht die vielen Schreiberleut' mit ihren Augenbrillen und mit der Feder hinterm Ohr, was in keinem der dicken Bücher gestanden und in den großen Heften nicht zu lesen gewesen — das mußte nun der Resl Blondkopf für sich allein ergründen.

„Giebt es das gar nit," hatte sie kleinlaut gefragt, als der Schreiber sagte: Nicht eingetragen! — „daß einer da wär' und doch nicht drin stünd' in den Schriften?"

„Das giebt es schon," erklärte etwas unwirsch der Befragte, „aber gestraft wird selbiger, wenn's aufkommt."

Da war die Resl hurtig ihres Weges gegangen, damit sie nicht mit vorlaut unbedachter Zunge den Jakl in Schimpf und Schande rede, und hatte Heil bei der bewaffneten Macht gesucht. Über eine Stange, die Unberufenen den Zulaß sperrte, hatte sie mit dem schwerbewaffneten Thorhüter der Kaserne verhandelt. Aber zum Staunen war's, wie schnell sie da drin ihren Jakl vergessen hatten!

Sogar die Frau Feldweblin, die der Resl Standhaftigkeit zuletzt ausgespürt, wußte sich seiner erst zu entsinnen, als ihr Ehegatte der Erbschaft Erwähnung that. Daraufhin machte die Frau der Resl sofort den Vorschlag, sich nach einem Dienst umzusehen, wodurch sie deutlich zu erkennen gab, welch schwachen Glauben sie an des Gesuchten Auffindung hege.

Der Herr Hauptmann hätte sich recht um den Hupfauer angenommen, sagte ihr der Feldwebel, bei ihm könne sie ja auch noch anfragen. Nun war die Resl in den letzten Tagen den verschiedenartigsten Machthabern unerschrocken unter die Augen getreten, jetzt aber erkundigte sie sich zuvor vorsichtig, ob der Herr Hauptmann wohl auch eine Frau habe oder zum wenigsten eine Köchin, mit der sie vorher sprechen könnte, anstatt gleich mit ihm selbst? Beides hat der Herr Hauptmann, so hatte der Feldwebel Bescheid gegeben; er rate ihr jedoch, sich an den Herrn selbst zu wenden, denn er sei ein gar leutseliger Herr. Der Resl zaghaftes Verfahren indes führte sie ebenso ans Ziel, das heißt vorerst in der Frau Hauptmann Küche hinein, wo sie der Wiederkehr der Herrschaft harren durfte. Zuerst jedoch erschien der Bediente aus dem Stall und erklärte sich bereit, es zu beschwören, daß er den Hupfauer vor ein paar Tagen mit einem Menschen hatte gehen sehen, der in keiner Weise den moralischen Anforderungen entsprochen, welche der Erzähler an das Äußere eines Begleiters stellte. Der des Hupfauer hatte, um es kurz zu fassen, einem richtigen Lumpen gleichgesehen, was der Bediente ebenfalls mit einem Eide zu erhärten sich erbot. Der Resl war auch schon die einfache Aussage ohne Eid genug, um ihr das Herz mit widerstrebenden Gefühlen zu erfüllen — Freude, daß sie auf eine erste, wenn auch schnell verwischte Spur gestoßen, und angstvolle Besorgnis um den Verschwundenen! Bald erschien der Herr Hauptmann selbst, der aber leider von seinem vormaligen Untergebenen nichts mehr gehört hatte, seit derselbe seine Wertpapiere wieder von ihm in Empfang genommen. —

So war es wirklich kein leichtes Vorhaben, das die Resl sich gesetzt. Sie hatte alles getreulich ausgeführt, was ihr vorgeschlagen worden und auch des alten Mutterls Rat befolgt und fleißig zum heiligen Antonius gebetet in den Kirchen, worin sie auszuruhen pflegte. Solch gelegentliche fromme Rast schien aber keinen rechten Wert und Einfluß zu haben, wollte es die Resl nach ihrem Mißerfolg bedünken. Was lief sie auch bei den andern Heiligen herum, bei St. Peter, Ludwig, Bonifaz und wie sie alle hießen, die jeder seine stolze Kirche hatte, statt ihren Gang nach dem neuen Gotteshause zu richten, das des hilfreichen Fürbitters Namen trug! Indes die Heiligen sind gewiß nicht eifersüchtig, und unversöhnlich sind sie schon gar nicht. Nachdem die Resl den Bescheid bekommen, die bewußte neue Kirche sei beim Gottesacker draußen, wandte sie ihren ausdauernden Schritt nach jener Gegend hin. Am Eingange selbst, von dem der Resl Auge einen schier erschrockenen Blick that nach dem großen in herbstlicher Öde sich erstreckenden Gräberfeld, erhob sich das Kirchlein, geringer an Umfang und minder reich geziert, als sie wohl vermutet hatte. Sie hatten die andern Heiligen mit Gold und Marmorsäulen verherrlicht und buntem Bilderwerk, und solch wichtiger Patron mußte sich mit so wenig bescheiden! —

Fast fing es an zu dämmern, als die Resl aus dem Kirchlein trat und in andächtiger Versunkenheit wenig auf ihren Weg achtete. So kam es, daß sie sich auf einmal in einem Stadtteil befand, in dem sie vorher nie gewesen, mit ziemlich breiten geraden Straßen, von hohen Häusern dicht besetzt. Daß es kein vornehmes Viertel war, worein sie geraten, that die Bevölkerung kund, die sich darin bewegte und zum Teil in den Thorfluchten verschwand: heimkehrende Arbeiter zumeist, an deren einen die Resl mit der Bitte um Zurechtweisung sich zu wenden dachte, als eine schlanke weibliche Gestalt mit einem Korb am Arm in achtloser Hast an ihr vorüberhuschen wollte.

„Waldlermiezl," rief die Resl ganz vergnügt, „freilich bist du's, kannst mir's etwa sagen, wo der Hupfauer Jakl zu finden wär'?"

Der Aufgehaltenen langgeschlitzte braune Augen flackerten nach rechts und links, denen eines gestellten Waldtieres gleich, sie schüttelte den in ein gestricktes rotes Tuch gehüllten Kopf und starrte dann die Resl groß an.

„Was schaust?" meinte diese, „du kennst mich doch, die Gschwendnerresl?"

„Schon," sagte die Waldlermiezl, „ich war nur so verhofft! Was willst denn mit dem Hupfauer Jakl?" Und nun berichtete ihre ehemalige Schulkamerädin in fliegender Eile von ihrem vergeblichen Suchen.

Mit auf den Boden gesenkten Blicken, die nur flüchtig nach der Erzählerin treuherzig bekümmertem Gesicht sich hoben, hörte die Waldlermiezl zu. „Wenn es so steht," sagte sie, als die Resl ihre Klage geschlossen hatte, „kann ich dir's ja sag'n." Ihre Augen zwinkerten geheimnisvoll zur aufhorchenden Gefährtin hinüber, „er ist nicht mehr da, er hat fort müssen, auf und davon."

„Fort müssen?" wiederholte fragend die Resl.

Die Waldlermiezl nickte kräftig mit ihrem rotumwickelten Kopf. Sie brachte ihre Lippen ganz nahe an der andern Ohr und flüsterte ihr zu: „Gerauft hat er halt, einen gestochen . . . . meinen Vetter . . . . den Schneideranton . . . ."

„Heilige Mutter Anna!" stieß die Resl erschrocken hervor.

„Schrei nit so," rief die andere, „die Leut' schauen ja auf uns her."

„Wo ist er hin? Um des Heilands willen, sag's!" rief aber trotzdem wie besessen Resl, der alle Farbe aus den frischen Wangen gewichen war.

„In die Schweiz," war die Antwort.

„Ist das weit?"

„Das kannst dir denken."

Der Resl liefen die großen Thränen über das Gesicht.

„Mußt nit weinen," tröstete sie die Waldlermiezl, „ich geh' ein Stückerl mit dir, da können wir noch reden unterwegs. Am besten fahrst gleich wieder heim, er schreibt dir von dort, wirst sehen, es liegt gewiß ein Brief für dich zu Haus."

„Aber er war doch erst noch da vor ein paar Tagen."

„Woher willst das wissen?" kam es scharf über der Waldlermiezl schmale Lippen.

„Der Bediente hat ihn gesehen vom Herrn Hauptmann."

„An dem Tag ist er auf die Bahn."

„Ein solches Unglück," jammerte die Resl, „wie ist's denn zugegangen? So red doch, Waldlermiezl!"

„Genau weiß ich es selber nit. Weißt, es war in einem Wirtsgarten, wo der Jakl bei uns gesessen ist am Musikantentisch. Er ist ein zuwiderer Mensch . . . . der . . . . andere . . . ." Die Waldlermiezl schien sich vergeblich auf den Namen zu besinnen.

„Der Schneideranton?" fiel die Resl helfend ein.

„Ja, freilich der," fuhr ihre Begleiterin fort. „Er hat eine Eifersucht auf den Jakl gehabt . . . ."

„Eine Eifersucht? Wie?"

„Einen Neid halt wegen seiner Erbschaft. Schon vorher hat es ein Gestichel gegeben, und wie ich über dem Sammeln war, hör' ich ein lautes Streiten und mitten drin einen fürchterlichen Schrei." Wie von der Erinnerung überwältigt hielt sich die Erzählerin die beiden Ohren zu. „Der Hies, mein Bruder, hat den Jakl noch zu einem Hinterthürl hinausziehen können, derweil alles nach einem Doktor gerufen und gesucht hat."

„Er wird doch nit gestorben sein, der Schneideranton," sagte die Resl, und ihre graublauen Augen starrten angstvoll in ihrer Gefährtin verschmitztes Kindergesicht.

„Er ist jetzt auf unter Tags, aber ganz gesund wird er seiner Lebtag nimmer," gab diese ihr den zweifelhaften Trost. „Mußt dir's nit so zu Herzen nehmen," sprach sie ihr zu, „die Hauptsach' ist, daß er fort ist, der Hupfauer Jakl."

„Ich mein', er hätt' dableiben sollen und seine Straf' aushalten," sagte die Resl, die ihre Begleiterin noch immer am Arm festhielt.

„Was denkst, meinst, er wird sich einsperren lassen? Wie magst nur so daherreden! Wir haben ihm fortgeholfen, der Hies und ich, wenn schon der Schneideranton unser Vetter ist und seit drei Jahren mit uns haust. Aber laß mich los, ich muß jetzt fort, ich hab' es eilig."

„Ich hätt' aber so viel noch zu fragen," sprach die Resl, „es fällt mir nur im Augenblick nit ein."

„Je weniger über die Sach' gered't wird, um so besser ist es für den Jakl. Du hast mich nur derbarmt, weil du für nichts und wieder nichts in der Stadt herum rennst, wo doch daheim ein Schreiben für dich liegt und der Jakl auf Antwort wartet, der arme Narr." Die Waldlermiezl sah ganz bekümmert drein ob solch verkehrter Schicksalsfügung; ihre braunen Augen blinzelten wehmütig unter den dunkelblonden Haarringeln hervor, die ihr tief in die Stirne fielen. „Aber ich muß fort, es wird mir allzu spät, ich muß in meinen Dienst."

„In einem Dienst bist?"

„Seit gestern, drum darf ich nit länger verziehen, komm gut nach Haus ins Dörferl, gewiß geht heut abend noch ein Zug oder morgen in aller Früh'." Wie ein geschmeidiges Wiesel schlüpfte sie ihrer Gefährtin unter den Händen durch und lief hurtig die Straße zurück. An der Ecke hielt sie einen Augenblick still und winkte Abschied nehmend mit der Hand, die ihr Nachblickende gleichsam auf den schleunigst einzuschlagenden Heimweg verweisend.

* * *

Die Waldlermiezl hatte der Resl so dringend angeraten, heimzukehren; aber die Resl that's nicht; sie blieb in der Stadt und beim Suchen, ganz als ob der Jakl nicht lang nach der Schweiz wäre. Andern Tags war sie dabei, um die Waldlermiezl auszukundschaften. Jetzt stand sie vor dem Hause, wo die Waldlermiezl wohnen sollte. Ach, was machte ihr der Jakl doch einen Kummer! Aber ein böſ' Herz hat er gewiß nicht. Sicherlich hat ihn der andere zuerst angepackt; das sollt' ergründet werden, da gehöret einer her, ein ganz Gescheiter. Und vielleicht ließ sich ein Wörterl mit ihm reden, mit dem Schneideranton, das dem Jakl zum Heil gedieh'; ob jener auch ein schlechter Kerl ist — und davon

war die Resl überzeugt — wird ihm mit Geld schon beizukommen sein. Am End' ist es auch nit gar so schlimm, wie die Miezl es gemacht hat. Falls sie es recht bedachte, hatte selbige, da sie mitsammen auf der Schulbank gesessen, ihr mitunter Dinge berichtet, die sich hinterdrein so ganz anders zeigten. Sollte sie am Ende auch diesmal nicht bei der Wahrheit geblieben sein?

Dies war ihr in der Nacht durch den Kopf gegangen, bis der Schlaf sie wie ein müdes Kind in seine Arme genommen und ihr erbarmungsvoll die thränenschweren Augen zugedrückt. Am Morgen, indes sie ihre blonden Zöpfe flocht, war sie zu dem Entschluß gekommen, der nunmehr ihre Schritte lenkte. Zaghaften Schrittes, denn von ihrem wohlbedachten klugen Thun hing ihres Jakl künftiges Schicksal ab, trat die Resl in das Haus und pochte an die erste Thüre, die sich ihrem Auge darbot. Keine Aufforderung hereinzutreten gelangte an ihr aufhorchendes Ohr. Dennoch legte sie eine zögernde Hand auf die Klinke. Nun folgte die Eingedrungene dem dunkeln Gang um die Ecke herum und sah sich vor einer zweiten Thür, in deren obere Hälfte eine Glasscheibe eingelassen war, um dem Tageslicht den Zutritt in das Innere der düstern Wohnstätte zu vermitteln, was allerdings wieder durch einen dichten Vorhang verhindert wurde, der vor der Glasscheibe hing, so daß die vorsichtig ins Zimmer hineinspähende Resl nur unbestimmte Umrisse gewahr wurde. Um so bestimmter drang aber ein schweres Seufzen und dumpfes Stöhnen zu ihr heraus und erfüllte ihr beklommenes Herz mit Mitleid, denn sie glaubte nicht anders, als daß der seufzende und stöhnende Mensch da drin ihres Jakl Feind sei, den dieser so schwer getroffen. Aber war er es denn wirklich, der hastigen erregten Schrittes da drinnen hin und her rumorte? An einer Stelle stand der Vorhang in einer tiefen Falte von der Scheibe ab und gewährte der Außenstehenden die volle Ansicht des abgetretenen unsauberen Stubenbodens, und deutlich sah sie die beiden Füße des hastig Herumgehenden da und dort vorüberkommen. Die Resl duckte sich, um noch einen besseren Einblick zu erlangen, und sah so richtig auch noch das Unterteil einer Kiste und den Sockel eines eisernen Ofens.

In zwei Schritten war sie bei dem, der inzwischen regungslos verharrt war, und riß ihm das Gewehr aus der Hand.

Eben wollte sie um Einlaß pochen, als ein heftiger Schlag innerhalb des Raumes sie zusammenschrecken ließ. Die beiden vorher flüchtig aufgetauchten Füße zeigten sich abermals auf der schwärzlichen Fläche und neben ihnen der Kolben eines Gewehrs, das eben mit solch unsanftem Geräusch aufgestoßen worden war. Was weiter zu der Resl lauschenden Ohren drang, ließ ihr keinen Zweifel darüber zu, daß der vor ihr durch den Vorhang Geborgene beschäftigt war, ein Gewehr schußfähig zu machen, und da er hiermit nicht ohne weiteres fertig wurde, ungeduldig mit den Füßen stampfte. „O beileib, er wird sich doch keinen Tod anthun wollen, ihres Jakl Feind .... Könnt' der dann wieder kommen aus der Schweiz .... wär' alles wieder gut, begraben mit dem da innen ....?"

Im Augenblick schlug sie mit den beiden geballten Fäusten so gewaltig gegen die altersmorsche Thüre, daß die Glasscheibe aus dem alten Kitt heraus sprang und klirrend zu Boden fiel. Jetzt sah sie wer eigentlich in dem Zimmer war und was darin vor sich gehen sollte.

Von Weh und Angst gepackt, rüttelte sie nun nochmals an der verschlossenen Thür, und als dies nichts half, griff sie kurz entschlossen zum Thürausschnitte hinein, faßte den verrosteten Riegel und schob ihn mit aller Kraft zurück. In zwei Schritten war sie bei dem, der inzwischen regungslos verharrt war, und riß ihm das Gewehr aus der Hand.

„Wo kommst her?" fragte jetzt der junge Bursch, dessen Augen in starrem Staunen einer jeden ihrer Bewegungen gefolgt waren.

Sie wandte sich ihm zu, zwei große Thränen rannen langsam über ihre Wangen.

„Mußt um mich nit weinen," fuhr er fort, „ich bin ein schlechter Kerl, ein ganz schlechter."

„Nit wahr ist's," so widersprach aber die Resl. „Schlecht bist nicht; aber 's Leben soll einer sich nit nehmen, dazu ist noch lang Zeit."

„Du hätt'st nit kommen sollen," sagte der Jakl darauf, während sein Arm matt das Mädchen umschlang, das jetzt dicht bei ihm stand; „mir kann niemand helfen; mit mir ist's ganz verspielt."

„Für alles giebt es eine Hilf'," belehrte ihn die Resl, „nur für 'oen Tod ist kein Kräuterl gewachsen."

„Mit der Erbschaft ist der Unsegen über mich gekommen," fuhr der Bursch traurig fort; „es muß schon ein rechter Fluch darauf gelegen haben ...."

„Meinst?" fragte zweifelnd die Resl.

„In der Stadt hätt' ich bleiben mögen," fuhr der andere in seiner abgebrochenen Weise fort, „in der Stadt ist es, als ob ewig Kirchweih' wär' für den, der Geld hat; wem das fehlt, der ist überall ein Lump."

„Noch lang nit," behauptete die Resl.

„Ich hab' es auch nit gewußt vordem in meiner Armut," setzte ihr der Jakl auseinander, „mit dem Geld erst sind mir die Augen aufgegangen .... Wie ich es dann in der Hand gehabt, ist's über mich gekommen wie ein Rausch; heut bleibst noch da, hab' ich mir vorgenommen, und morgen nachher geht's heim. Und wenn der Wagnerwastl, mein alter Meister, sein Anwesen noch feil hat, dann, so hab' ich mir gedacht, weiß der Hupfauer Jakl, wer ihm ein Gebot drauf thut."

„Er hat es noch feil," sagte schüchtern die Resl; der Bursch aber lachte so grell und schrill darauf, daß es ihr einen Stich ins treue Herz gab.

„Damals, Dirndel, hätt' ich es gekonnt," sagte er; „heut bin ich wieder der Bettelbub, der ich meiner Lebtag war."

„Dann bist nit schlimmer dran wie ehedem," sprach tapfer die Resl, „aber wie ist's denn gekommen?"

„Nit schlimmer wär' ich dran, redst jetzt daher; mußt warten, Resl, bis du alles weißt." Er fuhr von seinem Sitz auf und sah mit wilden Augen um sich. Dann zog er ein zerknittertes Zeitungsblatt aus der Tasche, strich es mit aufgeregt zitternden Fingern glatt und hielt es ihr schier gewaltsam hin. „Da les einmal," herrschte er sie an. „Laut mußt du es lesen."

„Bei dem vorgestern nacht stattgehabten Raubversuch in der Wohnung des Herrn Hauptmanns Möller ...." bis hierher war die Lesende gekommen, als sie einen erschrockenen Ruf unlieber Überraschung ausstieß, hierauf aber, einem ungeduldigen: „Weiter" gehorchend, unverzüglich fortfuhr: „hat der leider entkommene Einbrecher, den die überraschende späte Heimkunft des genannten Herrn Offiziers jäh verscheuchte, Papiere verloren, einen Militärpaß unter anderm, der keinen Zweifel über seine Persönlichkeit läßt. Nach demselben ist der Thäter ein entlassener Soldat Namens Jakob Hupfauer ...."

„Das ist nit wahr, ist nie und nimmer wahr, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer," rief die Resl und schleuderte nun ihrerseits verachtungsvoll das Blatt zu Boden. „Das darfst nit auf dir sitzen lassen, Jakl, das müssen sie anders drucken; ja willst denn gar nichts thun?" Sie schüttelte ihn am Arm, um ihn zu thatkräftigem Handeln aufzurütteln.

„Was hab' ich thun wollen, weißt; so kann ich nimmer leben."

„Eine große Sünd' wär' es gewesen und eine rechte Dummheit dazu. Das wär' noch schöner, wenn die Rechtschaffenen sich aus der Welt hinausdrucken ließen, damit die Spitzbuben das Recht behaupten."

„Woher weißt, daß ich nit selber zu denen gehör'?"

„Red nit so, das thut mir weh. Setz deinen Hut auf, jetzt gehen wir zum Herrn Hauptmann und sagen, daß du's nit gewesen bist."

„Ja du, du glaubst mir," sagte der Bursch bewegt, „aber schau, ich kann's ja nit beweisen. In selbiger Nacht hat's mich nicht ruhen lassen; ich bin im Wirtshaus gesessen, bis sie mich hinausgeschafft haben, und dann bin ich herumgeirrt die längste Zeit. Es muß bald Tag gewesen sein, wie ich heim-'kommen bin."

„Was ist's aber mit deinem Militärpaß, den sie gefunden haben?"

„Ja gelt, das fragst doch auch mit allem deinem Glauben! Jetzt erst die andern, die mich von vornherein für einen Lumpen halten! Ich kann dir's nit sagen, ich weiß selber nit, auf was für eine Art er mir abhanden 'kommen ist; ich hab' nit groß aufgepaßt darauf, mir sind andere Sachen im Kopf 'rum 'gangen."

„Das mit dem Schneideranton, den du gestochen hast?"

„Ich? Den Schneideranton? Wie kommst auf so Sachen? So kenn' ich niemand."

„Die Waldlermiezl hat mir davon gesagt."

„So, die? Na, dann hat's halt gelogen, daß du es weißt," sagte ruhig der Bursch. „'s hat wohl Spektakel 'geben in dem Wirtsgarten an jenem Abend, und wegen der Miezl ist es angegangen. Es war da ein frecher Kerl, von dem sie nichts hat wissen wollen ...."

„Von wegen der Waldlermiezl?" wiederholte die Resl, „die ist schon gar nit schön, eine eingedruckte Nasen hat's."

„Mit dem zerschlagenen Kopf hab' ich nit heimkommen mögen; hab' auch gemeint, 's wär' besser, ich hielt' mich ein paar Tag' still da herin im Haus. So bin ich halt geblieben und hab' mich überreden lassen, daß ich nimmer hinausgehen sollt' aufs Dorf, ich könnt' in der Stadt wo unterkommen. Ich hab' gedacht, wenn's festgemacht ist, kann die Resl auch nichts mehr dawider haben. Es hat sich bald einer gefunden, den, wenn du hast reden hören, hast geglaubt, es kann ihm seiner Lebtag nimmer fehlen, wer mit dem sich einlaßt, ist geborgen, ein gelernter Wagner, der ein Geschäft übernimmt, eine wahre Goldgrub' und noch einen sucht, der mitthut, aber nur einen ganz Naren will. Der Nare, der bin ich gewesen, ein rarer Esel. Daß ich's kurz mach', an einem schönen Tag war er fort derselbige, und fort war auch mein Geld."

„Der gehört doch vors Gericht gestellt," sagte entrüstet die Resl. „Das kannst noch thun," sprach sie, beflissen, ihrem Jakl bei diesem gänzlichen Schiffbruch die rettende Planke zu zeigen.

„Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren," lautete die trübselige Erwiderung, „der Hies ist überall herumgerannt und hat ihm nachgefragt."

BLB Karlsruhe

„Na, weißt, wenn der das Lügen so kann wie seine Schwester . . . . Jetzt aber komm, nit eine Viertelstunde darfst so was auf dir sitzen lassen," die Resl deutete stumm nach dem zerknitterten Zeitungsblatt.

„Wie soll ich's ändern?" stieß der Bursch mutlos hervor.

„G'rad mit der Wahrheit ganz allein. Du denkst es nit, wie weit du damit kommst."

„So glaubst mir's denn aufs Wort?" fragte er und sah ihr in die ehrlichen graublauen Augen. Statt aller Antwort stülpte ihm die Resl seinen Hut auf den Kopf; er aber fuhr halb weinend fort: „Ich kann es dir ja nit sagen, wie ich gehetzt gewesen bin; wie ein Stück Wild im Wald! Die Jagd zuerst mit dem Geld, die Reu', die Vorwürf' und heut morgen noch die Schand', und schau, die wascht mir keiner ab. Meinst, ich hätt' sonst nach dem Stutzen gegriffen?"

„Du glaubst es nit, wie weit man mit der Wahrheit kommt," wiederholte die Resl tröstend und zog mit sanfter Gewalt den Unschlüssigen aus der Kammer. Mehr als diese verheißungsvollen Worte gewann des Mädchens ruhige, vertrauensvolle Art die Herrschaft über des Verstörten Gemüt. Ist doch nicht minder mächtig als die Wahrheit das warme Mitgefühl eines treuen Herzens, der redliche Glaube einer vertrauenden Menschenseele, darin der Verzweifelnde den verlorenen Halt wieder zu finden vermag. —

Trotzdem sie so vieles zu fragen gehabt, ging die Resl im Anfang ohne andere Rede denn über den einzuschlagenden Weg neben dem in Schweigen Versunkenen dahin, wurde es aber mit innerlicher Befriedigung gewahr, um wieviel aufrechter und stattlicher er einherschritt, je näher sie ihrem Ziele kamen. Noch freudiger begrüßte sie es, da er anhub, nach ihren eigenen Erlebnissen zu fragen. Sie erzählte ihm, daß sie einen schlichten Unterschlupf in den „Drei Raben" gefunden, wo sie in der Küche aushalf, um Schlafgeld und Zehrung zum größern Teil abzuverdienen. Sie kam dann auf ihre Fahrt zu sprechen und ihren Aufenthalt in der Stadt bis zur Begegnung mit der Waldlermiezl, die nach der Resl frommem Sinn der heilige Antonius, zu dem sie vorher auch so inbrünstig gebetet, ihr hilfreich in den Weg geschickt. Obgleich es eine weite Strecke war von der Vorstadt nach der am entgegengesetzten Stadtende gelegenen Wohnung des Herrn Hauptmanns war die Resl schier überrascht, als sie an des Gesuchten Thür standen — so eifrig hatten sie sich gegenseitig ins Gespräch vertieft. —

Ohne zu zaudern, bog der Jakl in die Thorflucht ein und aufrecht trug er seinen Kopf; dafür wurde jetzt aber seiner Begleiterin beklommen zu Mute. So lange er sich kleinmütig und verzagt bewiesen, war sie stark und mutig gewesen und hätte den Kampf für ihn aufnehmen mögen mit ungezählten Widersachern; jetzt, wo er sich aufgerafft zu werkthätigem Handeln, bangte ihr das liebevolle Herz vor den kommenden Dingen.

Der Herr Hauptmann war zu Hause und ließ sie auch gleich vor.

„Sie werden Ihren Militärpaß holen wollen?" sagte er, da der Hupfauer in dienstgewohnter strammer Haltung vor ihn trat, bevor derselbe noch seine schwierige Auseinandersetzung beginnen konnte, „ich habe ihn nicht, er liegt bei Gericht . . . ."

„Wenn ich den Malefizspitzbuben erwisch' . . . ." fuhr es dem Befragten heraus, doch konnte er nicht darlegen, wonach in solchem Fall sein Trachten gegangen wäre, denn: „Er ist's nit gewesen, der Jakl nit," fiel da aus dem Hintergrunde die Resl ihm bescheiden ins Wort.

„Ich weiß es bereits," gab ihr der Herr Hauptmann zur Antwort, „der Thäter sitzt seit gestern abend hinter Schloß und Riegel."

„Wie schreibt sich derselbige?" sagte die Resl nähertretend und alle Scheu vergessend ob dieser unverhofften frohen Kunde.

„Es ist ein alter Bekannter des Hupfauer," erwiderte der Hauptmann; „Ampfenzeder heißt er. Es mag ihm warm geworden sein bei seinem nächtlichen Unternehmen, er hatte seine Jacke ausgezogen und konnte nicht mehr hineinschlüpfen, als ich ihn bei meiner Heimkehr in die Flucht trieb. Er behauptet, Sie selbst hätten ihm Ihren Militärpaß, der mit andern auf die rechte Spur führenden Papieren in seiner Tasche stak, gegeben, um ihm den unbelästigten Aufenthalt in hiesiger Stadt zu ermöglichen, worin er noch ein früheres Vergehen zu büßen hat."

„Mit keinem Aug' hab' ich den Halunken gesehen," rief der Hupfauer Jakl entrüstet aus.

„Wie mag er nur in Wirklichkeit dazu gekommen sein?" fragte da sinnend der Hauptmann.

„Ich trau' der Waldlermiezl nit, der verlogenen," so wagte jetzt, durch die Leutseligkeit des Hauptmanns ermutigt, die Resl abermals ungefragt mit ihrer Meinung einzufallen.

„Der Waldlermiezl. Wer ist das?"

Nun mußte der Hupfauer Aufschluß über deren Persönlichkeit geben und auch ihrer sonstigen Umgebung Erwähnung thun. Ein Wort gab das andere, und so wußte der Hauptmann sehr bald, daß seines Untergebenen Erbschaft einem Schwindler in die Hände gefallen war, der sich des rechtmäßigen Besitzers Unerfahrenheit zu Nutzen gemacht und das ihm anvertraute Gut vergeudet hatte. Doch versprach der Hauptmann dem Hupfauer, sich der Sache anzunehmen, obgleich er ihm wenig Hoffnung auf Wiedererlangung des thöricht Dahingegebenen machen konnte. Ach, wie wurden da die schon erleichterten Herzen der beiden wieder so schwer! Es war ihnen gewesen, als seien sie aller Sorge ledig geworden, und nun war die Sorge von neuem da! Die Resl gewann zuerst ihre Zuversicht zurück und gab ihrem Jakl alsbald zu bedenken, daß er doch das Beste sich gerettet hätte, seinen ehrlichen Namen, denn der Hauptmann versprach sogleich in derselben Zeitung die dem Jakl ungerecht angethane Schmach zu widerrufen.

BLB Karlsruhe

„Jung sind wir und gesund obendrein, und das Arbeiten haben wir gelernt, und haben uns gern und dürfen nicht mehr voneinander gehen," so zählte sie alles auf, weswegen sie ihres Lebens froh sein sollten. „Und ist uns denn nicht die rechte Gnade des Himmels zuteil geworden? Dich hab' ich suchen wollen, wie ich fort bin von daheim, und g'rad zu rechter Zeit hat mich unser Herrgott und der heilige Antonius dich finden lassen." — Der Resl Stimme zitterte dabei leise; dann fuhr sie klar und hell fort: „Das wär' mir jetzt eine schöne Dankbarkeit, wenn es jetzt mein erstes wär', deinen Geldbeutel umzukehren." —

* * *

Auf des Herrn Hauptmanns Rat waren die beiden noch am selben Abend nach ihrer Heimat zurückgekehrt, wo der Jakl das Glück hatte, bei seinem alten Meister Unterkunft zu finden. Nach dem langen Müßiggang der letzten Wochen, gab ihm — wie manch anderem vor ihm — die Arbeit den gestörten Seelenfrieden allmählich wieder, zumal der Wagnerwastl so Andeutungen fallen ließ, als ob er gar nicht so abgeneigt wäre, dem so rüstig schaffenden Jakl das Anwesen pachtweise zu überlassen. Hei, das war ein heller Hoffnungsstrahl, und statt nutzloser Klagen um das Geschehene füllten alsbald fröhliche Zukunftspläne seinen Kopf und noch einen anderen — den Blondkopf der guten Resl.

„Abwarten," so wehrte der Jakl ab und reichte ihr vorerst das eine Schreiben hin.

An einem milden Januartag saß sie auf der Holzbank vorm Gärtchen, darauf die Sonne freundschaftlich die letzte Schneespur aufgetrocknet hatte, als der Jakl zu ihr trat.

„Was giebt's nachher heut?" fragte die Resl in Erwartung, denn er machte diesmal ein ganz besonderes Gesicht.

„Zwei Briefe hab' ich gekriegt," sagte der Jakl wichtig.

„Gleich zwei auf einmal?"

„Den einen hab' ich schon drei Tage in der Tasche."

„Und red'st kein Wort davon . . . ."

„Du darfst sie lesen alle zwei. Zuerst aber mußt mir sagen, wie lang wir noch mit der Hochzeit warten müssen."

„Sieben Jahr', wie der Erzvater Jakob," sagte die Resl aufs Geratewohl, denn sie war neugierig zu hören, was ihr Jakl durch die Post erfahren hatte.

„Das ist der Brief vom Herrn Hauptmann, der schon am Donnerstag gekommen ist."

„Von wem ist dann der andere?"

„Abwarten," so wehrte der Jakl ab und reichte ihr vorerst das eine Schreiben hin, in das die Resl sich sogleich vertiefte

Es enthielt die Nachricht, daß an die Behörde die Mitteilung gelangt sei, der angebliche Wagnermeister Reiner — der zusammen mit dem Jakl ein Geschäft hatte übernehmen wollen — sei in allem Elend verstorben und damit nach des Hauptmanns Ansicht jede Möglichkeit geschwunden, auch einen nur kleinen Teil der dem Hupfauer veruntreuten Summe zurückzubekommen. Mit aufrichtigem Bedauern und manch wohlgemeintem Zuspruch endigte der Brief.

Noch ehe Resl dazu etwas gesagt hatte, hielt ihr der Jakl das zweite Schreiben hin.

„Von der Waldlermiezl," sagte er und sah sie schelmisch an.

„Was will denn die?" fragte befremdet die Resl.

„Mußt es schon selber lesen," meinte der Jakl. Das Schreiben aber lautete, wie folgt:

„Lieber Jakl, so schreib' ich, wenn Du auch nur Augen für die Resl hast wie selbiges Mal, wo Du mit ihr gekommen bist, Deine Sachen holen. Wahr ist's schon, ich hab' sie angelogen, damit sie wieder heim sollt' gehen und Du sollst bei mir bleiben, denn weißt, Du bist ja doch der einzige Mensch, an dem mir etwas liegt in der ganzen weiten Welt. Seitdem Du fort bist, sind es lange Wochen. und ich hätt' schon früher schreiben sollen, aber ich hab' nicht recht gewollt. Das heißt, gewollt hätt' ich schon, nur hab' ich immer daran denken müssen, daß Du dann vom Fleck weg die Resl heiratst, das hat mir nicht gefallen. Und jetzt will ich Dir's sagen, wie es mit Deinem Geld war und mit dem Militärpaß, Du sollst mich nicht für schlecht halten, den Hies schon, der hat ihn aus der Schublad genommen und hat ihn dem Ampfenzeder gegeben, daß der einen Ausweis hat. Er hat es nicht umsonst gethan, das kannst Dir denken, sie sind von früher her gut Freund gewesen. Und mit dem Geld war's so. Wie Du's dem Reiner gegeben hast, hat ihn der Hies nicht fortgelassen, und es war ein langes Hin und Her. Mitsammen haben sie's am andern Tag in blankes Gold vertauschen wollen und haben es der Bas in den Kasten

gelegt und zugeschlossen, aber ich habe den Schlüssel gewußt. Der Reiner ist auf dem Sprung gestanden wegen einer andern Lumperei, drum hat der Hies gemeint, er könnt' es allein behalten, und der Reiner, er könnt' damit fort in die Schweiz. Und wär' auch so gekommen, nur hab' ich es in der Nacht in meinen Strohsack gesteckt, und wie der Hies nichts mehr gefunden hat, hat er gesagt, das hat der Reiner geholt, eh' er fort ist, und ich hab' ihm bestätigt, ich hätt' selbigen aus dem Haus treten sehen, wie ich vom Brotholen heim bin in der Früh. Gelogen war's, was mit der Schlechtigkeit verloren gangen ist, kannst nur mit der Schlechtigkeit wieder kriegen. Und der Reiner in der Schweiz hat gemeint, der Hies hätt' es noch daheim, derweil ist es in meinem Strohsack versteckt gewesen. Jetzt wirst sagen, warum ich Dir's nicht gleich gegeben hab'. Vielleicht hab' ich gemeint, solang ich das Geld hab', halt' ich noch ein Stückerl von Dir. Ach Gott, gar nichts wirst sagen und zu der Resl wirst rennen damit geschwind. Ich aber geh' auch fort, dableiben mag ich nimmer. Sie sagen, ich hätt' kein schlechtes Stimmerl, und wollen mir einen grünen Hut aufsetzen als Tirolerin. Vielleicht hab' ich Glück, weil ich jetzt mit der Wahrheit heraus bin. Die Resl hat gesagt, wie sie fort ist, bleib bei der Wahrheit, Waldlermiezl, mit dem Lügen kommst nicht weit, es bringt kein Glück nicht. Aufhören heißt es, erstens weißt ja alles und das Päckerl soll auf die Post, eh's mich reut. Sei halt nimmer bös und grüßt Dich tausendmal Maria Waldler."

Mit etlichen Unterbrechungen hatte die Resl den Brief zu Ende gelesen.

„Ist's denn auch wahr, ist's wirklich wahr, ist es dein echtes, rechtes Sach'?" rief sie zum Schluß.

„Ja, es ist alles wahr und richtig," erwiderte der Jakl; „schau, hier ist das Geld. Bis auf das, was ich verbraucht hab' in der Stadt, sind's immer noch mehr wie 2000 Mark. Wenn ich jetzt frag', wielang wir mit der Hochzeit warten müssen, was sagst nachher?"

Gar nichts sagte die Resl und konnte es auch beim besten Willen nicht, denn ein Kuß hielt ihr unversehens den rosigen Mund geschlossen. — Darauf, während der Jakl sein Hab und Gut wieder zu sich steckte, brachte er die Rede auf ein ganz ander Ding.

„Wenn du denkst, daß in dem Papier da unser Glück steckt," meinte er und nickte ernsthaft mit dem Kopf.

„Da steckt's nit drin," behauptete frischweg die Resl.

„Wo denn?"

„Das meine hast schon lang in deiner Obhut."

„Und bin ein schlechter Hüter gewesen," bekannte er in reuigem Rückblick, „du aber hast mir meines wieder zugetragen, das ich schon ganz verspielt hab' 'geben."

„Dafür darfst mich nit loben," war der Resl prompte Antwort, „das war des heiligen Antonius sein' Sach' und sein Verdienst; denn mich hat der Heilige geführt, stracks den richtigen Weg zu dir, noch zudem im richtigen Augenblick." Ausführlicher denn zuvor gab sie in frommer Dankbarkeit die Schilderung ihres Suchens und Findens, und der Jakl hörte ihr aufmerksam zu, that auch mitunter eine Zwischenfrage. Zuletzt aber lachte er und sagte:

„Aber Resl, du bist ja gar nit beim heiligen Antonius gewesen! Da stehen grad zwei Kirchen, und wo du warst, das war 's Stephanskircherl; es ist nit anders; nit die Kirche vom heiligen Antonius."

Die Resl machte erst große Augen, dann aber sprach sie unbeirrt: „Nun schau, es ist doch so, wie ich immer bei mir gemeint: Bei den Heiligen tritt der eine für den andern ein, und unser Herrgott selber ist's, der dann noch seinen Segen dazu giebt. Bei den Menschen aber sollt' es g'rad so sein, daß einer allezeit treu zum andern steht . . . . wie du und ich. Das lass' ich mir nit abkaufen mit allem Gelde der Welt!"

Wächterruf.

Von J. P. Hebel.

(Siehe Titelbild.)

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Elfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi de Charte sitzt,
Dem bieti jez zum letztemol —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund,
Und mach di wider froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans Gheiß und Rot
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I will's nit hoffen, aber gschieht's —
Gang heim! der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär' nit nötig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Frieb' der Tag erlebt,
Dank' Gott und fass' e frohe Muet,
Und gang ans Gschäft, und — halt di guet!

BLB Karlsruhe

Der Anerbe.

Es war ein glühendheißer Augusttag; gar stattlich und weit ausgedehnt lag im Schatten ihrer Bäume die Bergmühle da. Wer, von der Pappelallee abbiegend, den Umweg, den die Fahrstraße um den Berg machte, vermeiden wollte und über das Mühlengrundstück ging, hielt das Haus, das an den Berg gelehnt dalag, für den Sitz des Behagens und der Ruhe. Doch war dem nicht so! In der Wohnstube saß der Müller, gepeinigt durch heftige Gliederschmerzen und durch die erzwungene Unthätigkeit, in die ihn die zu gewissen Zeiten stets wiederkehrenden Anfälle versetzte. Es war ein stattlicher Mann, das glatte Antlitz umrahmte ein noch brauner kurz gehaltener Vollbart; eine starke, etwas gebogene Nase und die großen blauen Augen gaben dem Gesichte einen Ausdruck von Willenskraft, daß man ganz gut verstehen konnte, warum er so gar ungeduldig dem Treiben draußen auf dem Hofe und vor dem Hause zusah. Nicht zugreifen zu können, sich auf den guten Willen der Knechte verlassen zu müssen und eine schnelle Entscheidung in wichtigen Dingen der Müllerin anvertrauen zu sollen — war mehr, als er gelernt hatte und vertragen konnte. Um aber doch zuweilen den Meister zu zeigen, griff er ab und zu mit gewaltiger Stimme von der Stube aus in den Gang der Arbeit ein; wenn er dann merkte, daß man eigentlich nur mehr aus Mitleid auf ihn hörte oder daß er an falscher Stelle eingesetzt hatte, dann stöhnte er auf im Gefühle seiner Ohnmacht und Schwäche.

Am meisten wurde ihm seine erzwungene Unthätigkeit durch das Gebaren der Müllerin verleidet. Wohl ging sie rüstig ihren vielen Geschäften nach, pünktlich besorgte sie seine Pflege und Wartung, die besten Gerichte setzte sie ihm vor, aber auf Auseinandersetzungen und Besprechungen mit ihm ließ sie sich nicht ein. Daraus entnahm er am deutlichsten, wie überflüssig er der gesunden Frau vorkam. Alles ging seinen geregelten Gang, aber ohne ihn, ohne seine Leitung! Das ging jetzt wieder schon viele Tage so, und immer mehr häufte sich bei ihm der Groll an. Seine Frau gab ihm nicht die kleinste Gelegenheit, ihn an ihr auszulassen; alle Versuche prallten an ihrer Ruhe und Kaltblütigkeit ab. Und dazu kamen noch die heiße Luft, der grelle Sonnenschein und die unerträglichen Nächte, um ihn vollends um sein inneres Gleichgewicht zu bringen. Wahrlich, von schönem Hausfrieden konnte man in dem äußerlich so friedlich und traulich daliegenden Mühlenanwesen nichts wahrnehmen, wenn es auch nicht zu lautem Streit und Hader kam.

Überdies war an diesem Tage auch die Haustochter abwesend, und das verschlechterte noch die Stimmung des Vaters; denn sie fehlte ihm, weil sie es noch am besten verstand, mit ihm in den Tagen der Heimsuchung umzugehen, ihn zu begütigen, wenn er auffahren wollte, und ihm durch freundliches Geplauder die Zeit zu verkürzen. Das junge Mädchen war, um Besorgungen zu machen, nach der Stadt gefahren; der Müller zählte die Viertelstunden bis zu ihrer Rückkehr. Jetzt mußte der Zug, der sie zurückbrachte, auf der Station einlaufen; jetzt konnte das Mädchen auf dem Damme, der den Fluß begleitete und die Wiesen bei Überschwemmungen von seinem durch Pochsand vergifteten Wassern schützen sollte, schon eine gute Strecke zurückgelegt haben; jetzt war es an der Chaussee; jetzt wandte es sich links aufwärts dem Mühlberge zu. Jetzt war es an den Hecken, jetzt an der Brücke, jetzt an dem zweiten Stege, und jetzt mußte es auf dem Mühlenhofe ankommen. . . . . aber der Müller hatte sich doch verrechnet; er mußte noch lange warten, ehe das Mädchen endlich, endlich kam. Und nun war allerdings der Tochter erster Gang zum Vater. Der suchte seine übergroße Erregung zu verbergen, aber es gelang ihm nicht. Anna begann daher gleich mit einer Entschuldigung.

„Ich habe wohl lange auf mich warten lassen, Vater?“ sagte sie. „Aber es war so heiß, und der Weg wurde in der Sonne so mühsam.“

„Nur gut,“ antwortete der Vater, „daß du wenigstens jetzt da bist. Wie sah es denn aus in der Stadt?“

„Es ist alles richtig besorgt, und ich habe dir auch etwas mitgebracht. Aber ich zeige es dir erst später. Rate einmal, wen ich in der Stadt gesehen habe, aber nur von weitem?“

„Wer kann das gewesen sein? Sage es nur gleich, ich bin zum Rätselraten nicht geschaffen.“

„Denke dir, August Störesandt! Aber er war in großer Gesellschaft; er hat mich nicht gesehen . . . . oder nicht sehen wollen.“

„So? Der Herr Referendar! Der Bummler und

Tagedieb! Was hat der jetzt hier zu suchen, wo er in den Prüfungen sitzt?"

„Es war wohl des schönen Wetters wegen, daß er herausgekommen ist. Nach Examen sahen er und seine Gesellschaft nicht aus. Ich habe auch Christian gefragt, was denn August vorhabe; der wußte es auch nicht."

„Wo hast du denn Christian gesehen?"

„Er war auf der Station und ist mit mir gegangen bis zur Brücke."

„Also darum hat es so lange gedauert mit der Rückkunft!"

„Nun ja, ein bißchen mag es ja aufgehalten haben. Aber der Mensch dauerte mich so, er war in großer Aufregung. Er hat wieder Streit mit seiner Mutter gehabt."

„Der ganze Unfrieden bei den Störesandts kommt von dem August her, dem Liebling und Gelddurchbringer, dem Gelehrten und Faulpelz! Es ist eine Sünde und Schande, daß der schöne Hof in den Händen ist."

„Ärgere dich nicht darüber, Vater," sagte die Tochter begütigend. „Uns geht ja die ganze Geschichte nichts an. Sie werden wohl auch ohne uns fertig werden."

„Ja, da hast du recht; mit dem Hofe werden sie gewiß bald fertig werden, wenn das so fortgeht. Es fehlt der Vater an allen Ecken und Enden. Christian soll den Hof nicht haben, und der ältere Sohn, der lateinische, will ihn nicht."

„Das wissen wir doch nicht."

„Wie kommst du darauf?"

„Nun, ich habe so meine Gedanken. Ich glaube nicht, daß es August in der Stadt zu etwas bringt; Christian machte solche Andeutungen, als ob es mit dem Examen nichts werden würde."

„Das sagt er, weil er seinen Bruder nicht leiden kann."

„Wer mag seinen Bruder nicht leiden?" fragte in diesem Augenblicke die Müllerin, die stattliche, noch immer schöne Frau, die unbeachtet ins Zimmer getreten war und die letzten Worte mit angehört haben mußte.

„Wir sprechen von deinen Verwandten, den Störesandts," sagte mürrisch der Müller. Man konnte wohl aus der Antwort heraushören, daß ein wunder Punkt berührt war und daß der Müller lieber gesehen hätte, wenn seine Frau nichts von seiner Bemerkung gehört hätte.

„Ich denke," sagte diese scheinbar gleichmütig, „du hättest wohl Besseres zu thun, als deine Tochter gegen ihre Verwandten aufzuhetzen."

„Wer spricht hier von Aufhetzen?" sagte der Müller in großer Erregung. „Geh doch hin nach Lüderstedt und frag die Leute; sie werden dir alle Bescheid sagen können, wie es auf dem Störesandtschen Hofe hergeht. Da braucht's mich nicht erst zum Aufhetzen. Ich glaube, daß Anna besser Bescheid weiß als ich."

„Laß dirs nicht in's Blut gehen," antwortete die Müllerin, „sieh lieber zu, daß du bald wieder auf die Beine kommst."

* * *

Während die Müllerfamilie so beinahe in offenen Unfrieden geriet um die Störesandtschen Verhältnisse, wurde auf dem stattlichen Hofe der Störesandts in Lüderstedt eine gar ernste Unterhaltung gepflogen.

Vor dem Hofe stand ein leichter Jagdwagen, ein fast städtisch gekleideter Knecht war gerade damit beschäftigt, die Pferde auszuspannen, während der Herr ins Haus getreten war. Es war dies ein reicher Hofbesitzer aus einem Nachbardorfe, auch ein Störesandt, ein Vetter des verstorbenen Lüderstedtschen Ackersmannes. Großer Rübenbodenbesitz und günstige Zeitverhältnisse hatten ihm viel Geld eingebracht, aber Familienglück blieb ihm versagt. Schon seine Eltern hatten in außerordentlich günstigen Verhältnissen gelebt und deshalb ihrem Einzigen eine über den bäuerlichen Zuschnitt weit hinausgehende Erziehung gegeben. Dadurch war es gekommen, daß er mit den heimischen Zuständen nicht so recht mehr in Fühlung stand. Ein Mädchen aus der Verwandtschaft hätte ihm als Frau kaum noch genügt, in eine adelige oder bürgerliche Rittergutsbesitzerfamilie paßte er selbst vielleicht aus übergroßer Bescheidenheit noch nicht hinein. Manch ein Stadtmädchen, eine Beamten- oder Kaufmannstochter, hätte vielleicht gerne die reichen Einkünfte des jungen Hofbesitzers teilen mögen; aber das ländliche Leben hätte ihr doch wohl nicht zugesagt, ganz abgesehen davon, daß Albert Störesandt gar keine Gelegenheit hatte, mit jungen Stadtfräulein zusammenzukommen, und auch gar keine Lust bezeigte, mit einem solchen unergründlichen Wesen sich einzulassen. Am besten wäre es gewesen, er hätte eine Pastorstochter vom Lande gefunden; eine solche hätte er lieben und heiraten mögen; aber es glückte ihm nichts dergleichen, und so blieb er ledig. Er führte eine mustergültige Wirtschaft auf seinem Hofe, der schon vorher in sehr gutem Stande gewesen war. Nebenher hatte der Hofbesitzer eine Menge für jene Gegenden höchst seltene Liebhabereien. Er sammelte Bücher, Bilder, Altertümer und zeigte für Dinge das lebhafteste Interesse, die sonst dem praktischen Landwirt fern liegen. Sein Haus war ein kleines Museum, und des Besitzers größte Freude war es, wenn kunstverständige Leute sich einstellten, um es zu besichtigen. Kam die stille Zeit des Jahres, so ging er auf Reisen. Wohl schwerlich hätte jemand da draußen in der Welt geahnt, daß der freundliche, aufmerksame und gebildete Reisegenosse ein tüchtiger Hofbesitzer aus den Rübengegenden sei und von Futterpreisen und Rübsamen ebenso sachverständig sprechen könne, wie von seltenen Gemälden und den entlegensten Sehenswürdigkeiten. Alles in allem stand Störesandt allein da; seinen Berufsgenossen war er entwachsen, und die Menschen wieder, zu denen er sich wohl am meisten hingezogen fühlte — die Gelehrten und Künstler — wußten nichts Rechtes

aus ihm zu machen. Zwar überhob er sich in keiner Weise seinen Berufsgenossen gegenüber, aber er hatte ein scharfes Auge für die mancherlei Schäden, die infolge der üppigeren Lage der meisten, offen und verborgen, die alte Kraft zu verzehren drohten. Obgleich es nicht an solchen fehlte, die sich über die kostbaren Sammlungen und die ihnen unverständlichen Neigungen Störesandts aufhielten, so stand er doch in allgemeiner Achtung, und nicht selten holte man sich bei ihm Rat, und es gab viele, die seine thätige Hilfe selbst dann nicht verschmähten, wenn sie sich kurz vorher über den Sonderling lustig gemacht hatten. — —

Auch an diesem heißen Augustnachmittage hatte ihn eine allerdings unausgesprochene Bitte um guten Rat und Beistand nach Lüderstedt geführt. Der junge Christian Störesandt hatte ihm bei Gelegenheit zu verstehen gegeben, daß ein Besuch ihm und dem Hofe von Nutzen sein könnte, und da hatte er nicht lange zaudern mögen; er benutzte einen Vorwand, auf dem Hofe vorzusprechen. Sich aufzudrängen, lag nicht in seiner Art; er liebte es, womöglich ein eigenes Anliegen vorzuschützen, wenn er in Wirklichkeit etwas bringen wollte.

Er saß mit der Hofbesitzerin in der guten Stube, die neben altväterischem und abgebrauchtem Gerät auch ein und das andere Prunkstück neuester Herstellung enthielt; aber viel war es nicht; die Geldmittel flossen der Familie Störesandt nicht mehr so reichlich wie in früheren Jahren. Die Hofbesitzerin, die Schwester der Müllerin von der Bergmühle, wollte hoch hinaus mit ihrem Ältesten; er sollte durchaus Jurist und hoher Staatsbeamter werden; ob er sich dazu eigne, danach fragte sie nicht, vermochte sie auch nicht zu beurteilen. Wunderbar war nur, daß sie trotzdem nicht darein willigte, daß nun der Hof dem zweiten Sohne Christian zufiel. Es gab böswillige Leute, welche die Vermutung aussprachen, sie wolle ihn vom Hofe weg verheiraten, womöglich in die Bergmühle, um dann selbst noch einmal in den Stand der Ehe zu treten. Das aber konnte nur Verleumdung sein, denn auch die scharfsichtigsten Späher vermochten keine Andeutung zu machen hinsichtlich der Person eines Freiers. Unbegreiflich blieb da freilich die Hartnäckigkeit, mit der sie sich der Einsetzung Christians als Erben bisher widersetzt hatte.

Als sie die Ankunft Albert Störesandts erfuhr, machte sie sich gleich auf einen Angriff gefaßt und ließ sich auch nicht täuschen, als der Besucher von ganz gleichgültigen Dingen, die wenigstens mit ihrer Familie nichts zu thun hatten, die Unterhaltung begann. Denn das wußte sie ganz genau, daß der Vetter nicht einzig und allein, um sich bei ihr nach einer Wirtschafterin, die sich ihm angeboten hatte, zu erkundigen, nach Lüderstedt gekommen war. Das war nur die Einleitung, die Deckung, aus der heraus der vorsichtige Allerweltsvermittler den eigentlichen Angriff unternehmen würde. Und sie hatte recht. Mit der Frage: „Wie steht's denn mit August?“ begann das eigentliche Gefecht.

„Der sitzt jetzt gerade im Examen,“ antwortete sie scheinbar gleichmütig. „Es kann sein, daß wir bald gute Nachricht von ihm bekommen, oder daß er sie selbst mitbringt.“

„Nun, das wäre ja schön,“ entgegnete Störesandt. „Ich bin zwar immer gegen das Studieren der ältesten Söhne, aber wenn einer seine Sache gut und glücklich durchmacht, so ist ja nichts dagegen zu sagen. Er steht dann wie die anderen Kinder, nur daß er das Studium und die schöne und noble Zukunft vorweg hat.“

„Wieso, wie die anderen Kinder?“ fragte die Hofbesitzerin.

„Nun, August kann doch als Amtsrichter oder dergleichen den Hof nicht brauchen oder auch nur beanspruchen! Ich denke doch, der wird einmal Christian aufgelassen werden müssen.“

„Haben Sie es so eilig, mich aufs Altenteil zu setzen?“

„Sie wissen wohl, daß mir gar kein Recht zusteht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Aber als naher Verwandter sollte ich doch wohl über Dinge reden dürfen, die doch einmal zur Sprache gebracht und geregelt werden müssen.“

„Soviel ich weiß, ist August der Hoferbe,“ sagte die unbewegliche Frau mit kränkender Kühle. „Was er einmal mit seinem Hofe anfängt, ist seine Sache. Christian wird ausgezahlt so gut wie meine Tochter.“

„Halten Sie das im Ernste für das Richtige?“ fragte nun der Besucher mit zurückgehaltenem Ingrimm; der Gleichmut der Frau, die ihre Ruhe nicht verlor und etwas als selbstverständlich hinstellte, was er für das Ungerechteste hielt, brachte ihn mehr auf, als es die leidenschaftlichsten Entgegnungen vermocht hätten. „Ich dächte, August hätte schon mehr Vorteile vom Hofe gehabt, als er billigerweise nur irgend verlangen kann. Ich weiß zwar nicht genau, was er schon gekostet hat, aber ich habe mir erzählen lassen, daß er teurer, als üblich ist, gelebt hat. Und nun bedenken Sie, daß es noch manches Jahr dauern kann, ehe er in eine auskömmliche Stelle gelangt ist. Dann hat er ein reichliches Erbe gehabt, und damit kann er vollauf zufrieden sein.“

„Er ist der Älteste,“ entgegnete Frau Störesandt, als ob von einer ganz gleichgültigen Sache die Rede wäre, wie man etwa behauptet, daß Melonen teurer sind als Gurken.

„Wenn Sie so denken,“ sagte nun Störesandt, „so will ich Ihnen nur gleich sagen, daß ich, was ich zu thun vermag, diese ungerechte Behandlung Christians nicht zugeben werde. Ich werde vielmehr alles thun, um Christian auf den Hof zu bringen. August ist schon überreichlich bevorzugt worden; das nachzuweisen, wird nicht schwer halten. Ich frage mich sogar, ob es jetzt noch eine große Annehmlichkeit ist, den Hof mit den darauf ruhenden großen Lasten überhaupt noch anzunehmen? Es muß schon ein sehr tüchtiger Landwirt sein, der ihn unter den jetzigen schweren Zeiten wieder in die Höhe bringen will.“

BLB Karlsruhe

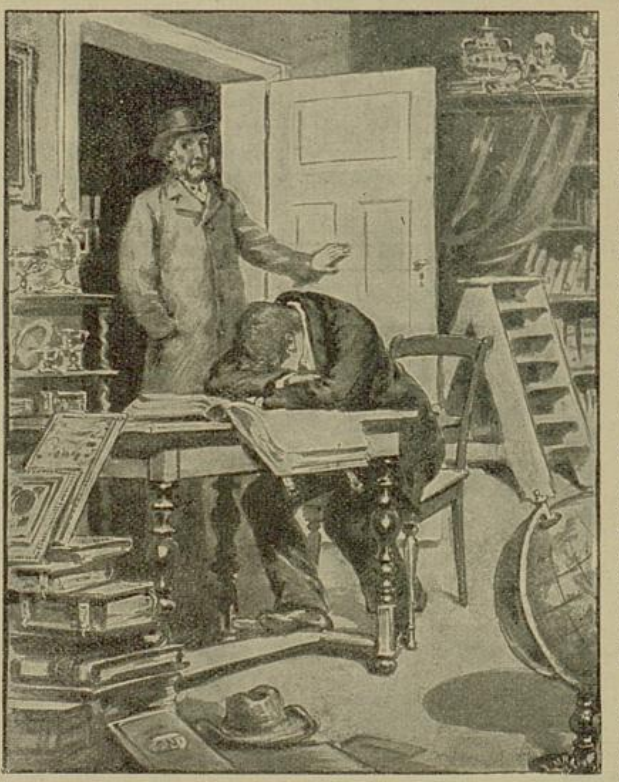
„Ein Millionär, wie Sie, hat gut reden," warf die Frau ein.

Störesandt überhörte diesen thörichten Hieb und fuhr fort: „Ich hätte gewiß nicht von den mißlichen Verhältnissen des Hofes gesprochen, wenn Sie es nicht so gewollt hätten. Sie können doch unmöglich noch lange mit ansehen wollen, daß Christian seine ganze Arbeit in den Hof steckt und daß sein vornehmer Bruder die Einkünfte davon verzehrt, bis es ihm vielleicht einmal einfällt, seinen Bruder vor die Thür zu setzen. Soviel sage ich Ihnen schon heute: ich werde alles daran setzen, daß die Sache möglichst bald ins reine gebracht wird. Es ist nicht meine Schuld, daß ich so deutlich geworden bin. Nichts für ungut! Ihr seliger Mann, mein Vetter, würde ganz gewiß genau so denken, wie ich."

Er hatte sich erhoben. Die Frau, die mit untergeschlagenen Armen dasaß, sah nicht oder wollte die trotz alledem dargebotene Hand nicht sehen. So ging Störesandt mit einem „Guten Abend" davon. Er ging selbst in den Stall, um dem Knecht das Anspannen zu befehlen. Während das geschah, ging er auf dem Hofe auf und ab, wo ein sachverständiges Auge leicht bemerken konnte, daß in der Wirtschaft nicht alles so imstande war, wie es hätte sein müssen. Peinlich wäre es ihm gewesen, wenn ihm jetzt Christian begegnet wäre. Es hätte so leicht den Anschein gehabt, als wären sie ausgesprochene Verbündete und als wäre seine Fürsprache ein von Christian ausdrücklich erbetener Dienst gewesen. Die Reinheit seiner Absichten und das Gefühl für Gerechtigkeit hätte in seinen eigenen Augen darunter gelitten, wäre befleckt worden. So war er denn froh, als er ohne jede weitere Begegnung endlich auf dem Wagen saß und davonfahren konnte. Tief verstimmt kam er daheim an.

Wie stattlich waren die Stallungen, wie reinlich trotz der landwirtschaftlichen Notwendigkeiten der große Hof gehalten und welch gediegenen Eindruck machte das große Wohnhaus, über dessen Verhältnisse und Formen freilich der Großvater des jetzigen Besitzers in helles Erstaunen geraten wäre, wenn ihn jemand davor hätte führen und ihm sagen können, dieses Haus entspräche dem alten strohbedeckten Sachsenhause mit den Pferdeköpfen am Giebel, der großen Einfahrt und den kümmerlichen Schlafgemächern an der Rückseite! — —

Nicht geringes Erstaunen erwartete den jetzigen Hofbesitzer, als er in das Zimmer trat, das er sich zu einer behaglichen Bücherei hatte einrichten lassen, und darin eine gebückte und tiefbekümmerte Gestalt antraf, die er über einen alten Folianten, der vielleicht mehr zur Zierde des Gemaches als zum wirklichen Studium diente, eingeschlafen fand.



„August! August!" rief Störesandt, indem er zu dem Schlafenden trat.

„August! August!" rief Störesandt, indem er zu dem Schlafenden trat. „August! wie kommst denn du hierher?"

Wie aus einer anderen Welt in dieses Leben zurückgerufen, erwachte der Schläfer. Mit Mühe die Augen offen haltend, sah er zu seinem Onkel auf und fragte unwirsch: „Was willst du?"

„Das frage ich dich," sagte dieser. „Ich bin zwar sehr erfreut, daß du einmal den Weg zu mir gefunden hast, aber nach dem Zustande zu schließen, in dem ich dich finde, schwant mir nichts Gutes."

„Sind ein bißchen vergnügt gewesen," sagte August, halb entschuldigend, halb in dem Bestreben, durch die wiedererwachende Schneidigkeit jedem Vorwurfe oder Tadel zuvorzukommen. „In Eschenheim."

„Jetzt, wo du im Examen stehst?" fragte der Onkel vorwurfsvoll. „Oder hast du es etwa schon bestanden und habt ihr deshalb gefeiert?"

„Ich habe es nicht bestanden und werde es auch nicht bestehen. Die andern haben es bestanden, und ich habe mitgefeiert."

„Nimm es mir nicht übel, diese Selbstlosigkeit finde ich wenig nobel."

„Onkel, ich bin Corpsstudent gewesen," sagte August in einem Tone, in dem sich stolze Drohung mit innerer Schwäche seltsam mischte.

„Und wenn auch," fuhr der ältere Störesandt

unbeirrt fort; so sehr des Neffen angelernte Sicherheit und studentische Überhebung ihm bei seiner innerlichen Bescheidenheit und rücksichtsvollen Art manchmal imponiert hatte, in diesem Augenblick berührte ihn dieses Bild gescheiterten, hilflosen und doch sich noch an alte Formen anklammernden Selbstvertrauens beinahe widerlich. „Besser wäre es gewesen, du wärest nie Corpsstudent geworden; besser vielleicht auch, du wärest überhaupt nicht Student geworden! Daß du dein Examen nicht bestanden hast, darüber will ich in diesem Augenblick nicht mit dir rechten; daß du aber trotzdem hast an der Feier der andern teilnehmen mögen, nehme ich dir ernstlich übel. Das nenne ich Dickfelligkeit."

„Nenne es, wie du willst," sagte August, „aber gieb mir etwas zu trinken."

„Eine Tasse schwarzen Kaffee sollst du haben, anderes nicht."

„Nun denn meinetwegen Kaffee!"

Der Hausherr ging und bestellte bei seiner Wirtschafterin zu einer Zeit, um die man sich sonst schon nach der strengen Hausordnung an die Zurüstung des Abendessens machte, Kaffee. Dann, zu seinem Besuche zurückkehrend, sagte er: „Ich weiß nicht, ob du aufgelegt bist, ein ernstes Wort über deine Zukunft mit mir zu sprechen."

„Ich bin zu allem aufgelegt," sagte August, „schieße los! Mir ist jetzt alles einerlei."

„Nun gut! Daß du jetzt so ohne weiteres nach diesem Mißerfolge die Flinte ins Korn werfen willst, glaube ich nicht. Du kannst und darfst es nicht."

„Ich will es aber doch thun, wenn du nichts dagegen hast."

„Was beabsichtigst du denn zu unternehmen?"

„Ich will Landwirt werden, den Hof übernehmen, solide werden und so weiter, und so weiter."

„So," sagte der Onkel ruhig. „Also den Hof übernehmen? Der gehört dir gar nicht mehr!"

„Wem denn, wenn ich fragen darf?"

„Den Gläubigern! Was sich retten läßt, wenn überhaupt er sich halten läßt, deinem Bruder Christian! Deine Schwester ist völlig abgefunden, so viel ich weiß; Christian würde leer ausgehen und um sein Erbteil betrogen werden, wenn er jetzt nicht den Hof bekäme."

„Er bekommt ihn aber nicht," sagte August; die kecke Ruhe, mit der er dies vorbrachte, erinnerte seinen Onkel an die Mutter des jungen Mannes, die ihrem Ältesten wohl die hartnäckige Haltung, nicht aber ihre dazu stimmenden anderen guten Eigenschaften vererbt zu haben schien. Er gab sich Mühe, seinen Unwillen zu verbergen, und versuchte, dem übrigens gar nicht mehr so jungen Thunichtgut auf andere Weise beizukommen. —

„Wieviel meinst du wohl," fragte er, „daß dein Unterhalt jährlich gekostet hat?"

„Wie kann ich das wohl so genau auf Heller und Pfennig angeben? Und noch dazu jetzt?"

„So will ich dir zu Hilfe kommen. An die zwanzig Jahre bist du doch wohl auf Schulen, Universitäten und im Vorbereitungsdienst gewesen?"

„Die Geschwister haben doch auch unter der Zeit gelebt," warf August ein.

„Allerdings; aber glaubst du, daß sie das Jahr auch nur annähernd tausend Thaler und mehr, wie du, gebraucht haben? Überdies hat Christian die letzten Jahre für den Hof gearbeitet. Was er bekommen hat, ist nur ein bescheidener Lohn für seine Thätigkeit gewesen. Du indessen hast immer nur gekostet und gekostet und nichts eingebracht."

„Ich habe mich nicht auf die Schule gedrängt; mein seliger Vater hat mich hingeschickt."

„Und wenn auch," sagte der unerbittliche Onkel. Ehe er indessen fortfahren konnte, wurde der Kaffee gebracht. „Bediene dich," sagte er freundlicher, trotz seines Ernstes in diesem Augenblicke doch den Wirt nicht verleugnend.

„Einen Cognac könntest du wenigstens zum Kaffee bewilligen," meinte August, dem die Unterbrechung wie eine angenehme Ableitung vorkam.

„Meinetwegen sollst du auch den noch haben," sagte der Onkel, „du sollst dir, wenn du willst, auch eine von meinen Cigarren anstecken; ich erwarte als Gegenleistung nur, daß du mich aufmerksam anhörst."

Die Bewirtung und der blaue Rauch der guten Cigarre verbesserten die Stimmung ganz erheblich, August fühlte sich behaglicher und wurde zutraulicher.

„Du hast ja in vielen Dingen wohl recht, Onkel," begann er, „aber auch ich bin nicht so schwarz, wie du mich malen willst."

„Von Schwarzmalerei kann nicht die Rede sein, August. Ich dringe nur darauf, daß endlich einmal die Dinge beim rechten Namen genannt werden. Ein Geschäftsmann würde vielleicht die Verwendung deines Vermögens eine schlechte, eine unrentable Anlage nennen. Dein Onkel Derwedde von der Bergmühle nennt sie vermutlich ganz anders."

„Was schert mich der Onkel Derwedde!" Die Erwähnung des Bergmüllers drohte den Referendar wieder in seinen früheren Ton zurückfallen zu lassen. Der Onkel kam dem zuvor, indem er sagte: „Nun, nun, ein jeder hat seinen Standpunkt, und der Bergmüller Derwedde hat keinen ganz schlechten, wie er bis jetzt gezeigt hat, und er hat vor allem eine hübsche Tochter."

„Das weiß Gott," sagte August unwillkürlich.

„Ich dachte immer," sagte der Hofbesitzer, „du hättest sie gerne."

August antwortete nicht; er paffte eine große Rauchwolke aus.

„Nun denke ich mir," fuhr der Onkel fort, „du verbindest das Nützliche mit dem Angenehmen. Du kehrst in die Stadt zurück und fängst ordentlich an zu arbeiten."

„Dazu ist es zu spät; ich kann nicht arbeiten. Zum Juristen bin ich in alle Ewigkeit verdorben."

„Das wollen wir doch nicht hoffen, August. Was der Mensch will, das kann er auch."

BLB Karlsruhe

„Aber ich will nicht. Ich habe es satt, der ewige Hanswurst zu sein. Alle haben etwas gethan und können was; nur ich und ein paar andere vielleicht noch haben das Zusehen. Abend für Abend hören, was die anderen arbeiten, und sich quälen und dabei auch nur langsam vorwärts kommen, halte ich nicht mehr aus."

„Thu mir nur den einzigen Gefallen, August, und mache jetzt keine Dummheiten, geh in die Stadt zurück und fang von neuem an."

„Ich bin auf ein Jahr für das Examen zurückgesetzt."

„Das ist freilich schlimm. Trotzdem mußt du es versuchen."

„Du weißt nicht, was du mir rätst," sagte August jetzt, wie einer, der vor einem plötzlich sich aufthuenden Abgrunde sich voll Entsetzen zurückwendet. „Sobald ich wieder in die Stadt komme, geht das alte Leben von vorne an. Du weißt nicht, wie es geht; du kennst die Menschen nicht; du weißt nicht, wie ich bisher gelebt habe. Da kommen sofort die alten Bekannten wieder und lassen einen nicht los, und wenn ich einmal dazwischen bin, kann ich selbst nicht wieder loskommen. Es ist schon zu lange her, daß ich das Arbeiten verlernt habe. Ich bin vollständig verbummelt. Sei froh, daß du es nicht verstehst! Die einzig mögliche Rettung ist, daß ich nach Hause gehe."

„Hast du Schulden?" fragte Albert Störesandt, der innerlich von diesem selbstgezeichneten Bilde der Herabgekommenheit ergriffen war, aber in diesem Augenblicke die Entscheidung nicht verschieben wollte.

„Ich mag gar nicht daran denken," rief August abwehrend.

„Hast du ungefähr eine Ahnung, wieviel es sind?"

„Nein."

„Dann wirst du mir wohl selbst zugeben, daß du den Hof nicht übernehmen darfst, nicht einmal wollen darfst du es. August, siehe, ich bin nur ein Vetter deines seligen Vaters, er hat mir keinerlei Rechte über euch gegeben. Ich war noch zu jung, als er starb, und galt ihm wohl auch für verschroben und unpraktisch. Dennoch sollst du sehen, daß ich es gut mit euch, speziell mit dir, meine. Ich verspreche dir, daß ich dir in jeder Weise helfen will, und du weißt, ich kann das Versprechen halten. Aber du mußt mir zweierlei dagegen versprechen: erstens mußt du den Gedanken aufgeben, jemals den Hof für dich noch zu beanspruchen. Ich weiß, daß deine Mutter dir beistehen würde, wenn du es wolltest. Aber so lange du den Gedanken festhältst, kannst du vor deinen eigenen Augen nicht als anständiger Mensch bestehen, denn du hast dein Erbteil längst verbraucht und kannst froh sein, wenn du überhaupt noch etwas erhältst. — Zweitens mußt du mir versprechen, daß du auch jetzt noch einen Versuch machen willst, bei deiner bisherigen Laufbahn zu bleiben. Sprich mit einem der Herren vom Gericht, die dich kennen oder dich geprüft haben. Wenn du mir sagen kannst, daß diese dir selbst geraten haben, das Fach aufzugeben, so bin ich zufrieden. Versprich mir jetzt nichts! Ich lasse dich zur Station fahren, du fährst in die Stadt und schreibst mir dann, wie du dich entschlossen hast. Wenn du es wünschest, begleite ich dich." —

Der Onkel schwieg, auch August ließ eine Zeitlang nichts von sich hören. Endlich sagte er: „Ich danke dir, ich glaube, du meinst es gut mit mir." Er hätte in diesem Augenblicke um alles in der Welt nicht von dem Anliegen anfangen mögen, das ihn ursprünglich zu dem reichen Onkel geführt hatte; ihn jetzt um eine Summe Geldes zu bitten, hätte die guten Gedanken, von denen er erfüllt war, befleckt und verscheucht. Doch der ältere Störesandt ahnte, was in ihm vorging. Er sagte: „Für den Fall, daß du augenblicklich in Verlegenheit sein solltest, so hast du hier etwas für die erste Not."

Damit reichte er ihm einen Hundertmarkschein hin. „Und nun, mein lieber Junge," sagte er dann, „müssen wir eilen, daß du auf die Bahn kommst. — Johann!" rief er zum Fenster hinaus, „anspannen, Johann, anspannen, den Einspänner!"

Der Referendar erreichte glücklich den Zug, der ihn in seinen Wohnort führen sollte. In einem Coupé zweiter Klasse behaglich in die Ecke gelehnt, dachte er dem Erlebten nach. Wohl kamen ihm aus alter Gewohnheit leichtsinnige Anwandlungen. Er dachte daran, in welcher Wirtschaft jetzt wohl seine Genossen gelandet wären, wo er sie zu treffen hoffen könnte. Der Besitz des nun allerdings schon angebrochenen blauen Scheines machte ihn vorübergehend geneigt, noch einmal, zum Abgewöhnen, einen lustigen Abend zu verleben. Aber die guten Gedanken behielten die Oberhand. Er kam auf dem Bahnhof an und schritt der Stadt zu. Er kam auf seinem Wege nach Hause an verlockenden Gasthäusern vorbei, die Lust wandelte ihn an, allein, ohne jede Verführung, noch irgendwo ein stilles Glas Bier zu trinken und dann sich heim zu begeben. Aber er schalt sich und bestand alle Anfechtungen, bis er an eine Weinwirtschaft gelangte, in der jetzt vermutlich die Bekannten fröhlich versammelt waren. Er wollte alle Zureden des alten, verzwickten Philisters, wie er auf einmal seinen Wohlthäter nannte, abschütteln und eintreten. Aber die guten Vorsätze zeigten sich noch kräftig genug; es gelang ihm, an der gefährlichen Klippe vorbeizukommen. Als er etwa zehn Schritte gegangen war, kam die letzte, heftigste Versuchung. Wie mit Gewalt trieb es ihn umzukehren und sich für die bevorstehenden Entsagungen durch ein letztes Zusammensein mit den Genossen im voraus zu entschädigen. Hunger und Abgespanntheit, Gewohnheit und eine gewisse nervöse Genußsucht kamen hinzu, ihn schwach werden zu lassen. Er fühlte es, daß es, wenn er jetzt nachgäbe, für immer mit den besseren Regungen vorbei sein, daß aus den wohlgemeinten Absichten des Onkels nie und nimmer etwas Gutes sich entwickeln werde; mit einem gewaltsamen Ruck riß er sich von der Stätte der Anfechtung los und

BLB Karlsruhe

eilte nun fast im Geschwindschritt, um kein Schwanken mehr aufkommen zu lassen, seiner nun nicht mehr fernen Wohnung zu. Er hatte gesiegt, war aber fast zu Tode erschöpft; so warf er sich in seinem nicht gerade freundlichen Zimmer, das durch eine draußen am Hause angebrachte Straßenlaterne notdürftig erleuchtet wurde, auf sein Sofa. Dort verbrachte er die Nacht, da er nicht mehr die Kraft zu besitzen glaubte, sich zu entkleiden und ordentlich zu Bett zu legen. Aber leise und schüchtern regten sich trotz des abscheulichen Zustandes unbestimmte Gedanken der Hoffnung und der Zuversicht; ein Gefühl des Geborgenseins umfing ihn und ließ ihn endlich einen halbwegs ruhigen Schlummer finden.

* * *

Am anderen Tage telegraphierte er an seinen Onkel: „Du sollst mit mir zufrieden sein, August.“ Dann entschloß er sich, den schweren Weg zu dem Landgerichtspräsidenten anzutreten und sich von diesem ein Gutachten über sich selbst einzuholen.

Das gab eine lange Unterhaltung zwischen dem Präsidenten und dem durchgefallenen Referendar. Der Präsident gab ihm sein Mißfallen deutlich genug zu verstehen; er billigte aber schließlich den Entschluß, die Juristerei an den Nagel zu hängen. Beim Abschiede legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn es Ihnen mit Ihrem Entschlusse wahrer Ernst ist, kann nur Gutes daraus erwachsen. Vergessen Sie nicht, daß auch das praktische Leben, heute mehr als je, ganze Männer erfordert. Werden Sie nach diesen Jahren des Irrtums und der Vernachlässigung einer von denen, zu denen die Umgebung aufschaut. Machen Sie Ihrem zukünftigen Beruf Ehre, Ehre aber auch dem Stande, dem Sie diese Jahre angehört haben und dem Sie doch immerhin einiges zu danken haben werden. Leben Sie wohl, junger Freund!“

„Wenn es Ihnen mit Ihrem Entschluß wahrer Ernst ist, kann nur Gutes daraus werden.“

Es war ein herrlicher Frühherbstmorgen, als endlich alles vorläufig so weit geordnet war, daß er abreisen konnte. Und wie er nun in den frischen Morgen, in die so vertraute Landschaft, die jetzt noch von seinen, weißen Nebelschleiern verhüllt war, hinausfuhr, kam es über ihn wie wohlthuender Heimatfrieden. So ungewiß auch noch die Zukunft vor ihm lag, es wollte ihn doch bedünken, als könne ihm nunmehr Übles nicht mehr begegnen.

Die lange Fahrt über gingen ihm gar mannigfache Gedanken durch den Kopf. Er stellte sich die vielfachen Entsagungen vor, die seiner warteten, das frühe Aufstehen, die einfachere ländliche Kost, den Verzicht auf eine gewählte Kleidung, den so ganz anders gearteten Umgang; er suchte förmlich nach Unannehmlichkeiten, auf die er sich gefaßt machen mußte. O, er kannte genau das Landleben mit seinen Beschränkungen und Widerwärtigkeiten, die es für den Verwöhnten mit sich bringt, und obgleich er sich die unerfreulichsten Einzelheiten mit einer peinlichen Genauigkeit ausmalte, wurde er doch nicht ängstlich trotz des bequemen Sitzes, den er jetzt noch in der einmal gewählten zweiten Klasse der Eisenbahn einnahm, und trotz der feinen Glacéhandschuhe, die er noch trug. Er wußte selbst nicht recht, woher er das feste Vertrauen zu sich selbst nahm, das ihn so hoffnungsfreudig stimmte? Er hatte bislang in seinem Leben noch keine Beweise von Selbstüberwindung gegeben und doch traute er sich mit einemmale große Kraftleistungen zu. Es war alles Schwindel, dachte er, die ganze Vornehmthuerei von den Schülerzeiten an. Und wenn noch eine Spur von Lust zu dem Studium und der Arbeit dabei gewesen wäre! Nein, nur Großmannssucht, nur Prahlerei, weiter nichts! Das Herz ist nicht dabei gewesen, und der Kopf ist leer geblieben. Die Aussicht auf eine praktische Beschäftigung war es, die ihn — so unbestimmt sie noch war — unternehmungslustig stimmte. Voll Interesse schaute er auf die von der Sonne beschienenen Rübenbreiten, an denen der Zug vorbeisauste. Das setzt jetzt Zucker an, dachte er; noch einen Monat lang solches Wetter, und die Welt weiß sich wieder vor Zucker nicht zu retten. —

BLB Karlsruhe

Endlich kam er auf der Station an; er war noch unschlüssig, wohin er sich zunächst wenden sollte, ob zuerst nach Lüderstedt zur Mutter oder zum Onkel nach Kerstlingen. Er warf sich die Reisetasche auf den Rücken und schritt auf den Flußdamm zu. Als er so dahinging, überholte er einen alten Bauer, der aus seinem Heimatdorfe stammte und offenbar nach Hause strebte. Früher war es seine Gewohnheit gewesen, solchen Begegnungen möglichst aus dem Wege zu gehen; heute war ihm das Zusammentreffen lieb; es war ihm ein Gruß aus der Heimat, ein Willkommen!

„Nun," sagte der alte Mann nach der Begrüßung, „wollen Sie uns auch einmal wieder beehren, Herr Störesandt? Sie haben sich lange nicht sehen lassen."

„Dafür bleibe ich jetzt um so länger," erwiderte August freundlich; „ich bin nun die längste Zeit in der Stadt gewesen."

„Was Sie sagen! Wollen Sie denn nicht Amtmann werden?"

„Das ist vorbei, ich werde Landwirt; ich hätte es gleich werden sollen."

„Was wird denn aber aus dem Christian?"

„Das wird sich schon finden; ich will es Ihnen nur gleich sagen, Sie brauchen aber nicht weiter darüber zu sprechen, mein Bruder übernimmt den Hof; ich sehe mich nun nach etwas anderem um."

„Ei, ei, also den Hof bekommt der Christian doch! Nun, unter uns gesagt, Herr Störesandt, das ist auch recht so. Er hat sich Mühe genug damit gegeben. Es wäre auch hart gewesen, ihn jetzt, wo er doch bald zu Jahren gekommen und ein gesetzter Mann ist, herauszuthun und abzufinden. Wissen Sie was, Herr Störesandt, ich wüßte schon, was ich an Ihrer Stelle thäte, aber ich sage es Ihnen nicht. Sie sind ein junger Mann und haben eine feine Art, damit kommt man heutzutage schon durch die Welt und hat Glück, besonders bei den Frauen und bei den Mädchen."

„Nichts davon," unterbrach ihn Störesandt, der längst gemerkt hatte, wo hinaus der verschmitzte Alte wollte. Es war ihm überaus peinlich, in dieser vertraulichen Weise auf ein beliebtes Auskunftsmittel hingewiesen zu werden.

Doch der Alte ließ sich nicht stören. „Sehen Sie," sagte er, „da liegt die Bergmühle. Ist kein Sohn da, und der Müller fängt schon stark an hinfällig zu werden. Wenn da ein tüchtiger Mann einträte, so ließe sich aus dem Geschäfte wieder etwas Ordentliches machen. Es ist zwar keine eigentliche Bannmühle mehr, die giebt es ja überhaupt nicht mehr, aber die Dörfer auf und ab müssen den Leuten doch von selber kommen. Wenn ich so jung wäre wie Sie, so versuchte ich es wenigstens einmal. Aber nichts für ungut."

„Sie reden eben, wie Sie es verstehen," sagte Störesandt, halb unwillig, halb schon wieder versöhnt, da er sah, daß sein Weggenosse es gut meinte. Daß ein Fremder sich so ungescheut mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, verdroß ihn; aber er sagte sich, daß allzugroße Feinfühligkeit hier doch nicht respektiert werden würde.

„Ich will Ihnen etwas sagen," bemerkte der Bauer weiter, „ich gehe die Chaussee weiter; gehen Sie nur über die Bergmühle und sehen Sie sich das Anwesen nur noch einmal ordentlich an. Vielleicht denken Sie doch anders über das, was ich vorhin gesagt habe. Ich muß so wie so den Umweg auf der Chaussee machen; ich muß nach einem Felde sehen, das ich mit der Frucht übernehmen soll. Lassen Sie es sich durch den Kopf gehen! Adieu!"

August nahm nur ungern den Weg über die Bergmühle; nur um die Begleitung des lästigen Alten los zu werden, der dann vielleicht noch vertraulicher wurde, entschloß er sich, die breite Fahrstraße zu verlassen und wirklich über den Mühlenhof zu gehen. Ungesehen hoffte er durchzukommen. Doch das sollte ihm nicht gelingen. Der Müller saß wieder grämlich in der Stube, noch immer geplagt von seinen Schmerzen, mehr noch von der für ihn endlosen Unthätigkeit. Wie eine Spinne im Netz wartete er auf die Vorübergehenden, um, wenn es anging, sie an sich heranzurufen, sie auszuforschen oder mit seinen bitteren Auslassungen zu verletzen. Denn auch daran fing der sonst so rechtschaffene und thätige Müller an, in seiner aufgezwungenen Ruhe allmählich Freude zu finden.

Da kam ihm August Störesandt in den Wurf. Früher hatte er ihn gern gehabt, da er als ein noch unverdorbener Junge für alles, was mit der Wirtschaft zusammenhing, das lebhafteste Interesse zeigte; aber je mehr der Neffe den heimischen Verhältnissen entwuchs, sich aufblähte und sich auf den vornehmen Städter hinausspielte, wurde er ihm fremder, bald unverständlich, zuletzt beinahe verhaßt. Nun hatte er von seinen Mißerfolgen gehört, ja der ältere Störesandt hatte ihm sogar schon einige vorsichtige Andeutungen von Augusts neuesten Entschlüssen gemacht. So kam ihm der Übelthäter — denn nur das war er in des Müllers Augen — gerade recht. Er öffnete das Fenster der zu ebener Erde gelegenen Stube und rief: „August, hast du denn nicht einen Augenblick Zeit übrig für deinen kranken Onkel?" Er hatte wohl bemerkt, daß jener willens gewesen war, vorüberzugehen. Jetzt war das unmöglich. Fast widerwillig trat August näher und sagte: „Wie geht es dir denn? Ich habe gehört, du hättest wieder mit deinem alten Leiden zu thun."

„Schlecht geht es mir, sehr schlecht. Wenn unsereiner sich nicht mehr rühren kann, sollte er sich nur gleich hinlegen und lieber sterben, als den andern zur Last fallen. Aber du solltest doch 'mal hereinkommen; du nimmst uns sonst ja die Ruhe mit fort. Tritt näher!"

August gehorchte ungern; als er in das behagliche Zimmer trat, das wie das ganze Gehöfte von gesichertem Wohlstand zeugte, fielen ihm die Ratschläge des praktischen Alten von vorhin ein; aber die Erinnerung war ihm durchaus nicht angenehm. Ferner wie je fühlte er sich in diesem Augenblicke den Bewohnern der Mühle, in der er doch als Knabe so gern zu Besuch gewesen war, um den

rastlosen Rädern zuzusehen, in die Geheimnisse des wunderbaren Getriebes einzudringen und mit der kleinen Anna am Wasser, auf den Böden und zwischen den Balken und Brettern, die in hohen Haufen aufgeschichtet dalagen, zu spielen. Wie lag diese schöne Jugendzeit jetzt so fern, und wie unbarmherzig hatte die Zeit diese heitere Unschuld zerstört!

„Du bist schon lange nicht hier gewesen," begann der Müller, als August Platz genommen hatte; „mit feinen Leuten verstehen wir Müllersleute auch wohl nicht umzugehen. In der Mühle holt man sich weiße Röcke, und die sind nicht nach jedermanns Geschmack. Als Junge hattest du mehr Gefallen an uns Weißröcken. Aber das ändert sich. Was machen denn deine Geschäfte? Neulich war dein Onkel Störesandt hier, der wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Du bist ja vor einiger Zeit bei ihm gewesen. An demselben Tage hat dich auch Anna in Eschenheim gesehen, aber du hast sie nicht erkannt oder nicht sehen wollen."

„Das darf sie mir nicht übel nehmen," fiel August eifrig ein. „Ich war an jenem Tage in einer recht verzweifelten Stimmung; ich hätte ihr damals um alles in der Welt nicht Guten Tag sagen mögen. Du kannst auch wissen warum nicht; du mußt es ja doch einmal erfahren. Ich schämte mich; an dem Tage war es mit meiner Juristerei vorbei. Ich kann wohl sagen, daß sie den Entschluß bei mir herausgebracht hat. Aber das braucht sie nicht zu wissen."

August wußte nicht, daß Anna im Nebenzimmer war, und, ohne es zu wollen, alles mit angehört hatte.

„Anna," rief in diesem Augenblick der Müller, „Anna, bring doch 'mal ein paar Flaschen Bier herein; August Störesandt ist da, du wirst ihm doch auch Guten Tag sagen wollen."

Wie mit Blut übergossen, kam das junge Mädchen herein; August stand auf, er war nicht weniger befangen.

„Gieb ihm nur die Hand, Anna," sagte der Müller, wunderbarerweise gut gelaunt, „er beißt nicht. Und dann setz ihm etwas zu trinken vor; ich kann dir freilich nicht Bescheid thun, ich darf höchstens Wasser trinken, aber laß es dir nur schmecken."

Als das junge Mädchen für die Erfrischung gesorgt hatte und an der Thüre eine Weile stehen blieb, wollte die Unterhaltung nicht sogleich wieder in Fluß kommen.

„Wo ist die Mutter?" fragte der Müller, „weiß sie, daß wir Besuch haben?"

„Sie ist in der Küche, sie kann eben nicht abkommen."

„Sei so gut," sagte August, in einer Anwandlung verwandtschaftlicher Zuneigung, „und bestell ihr einen schönen Gruß von mir."

„Danke sehr. Bestelle du aber auch einen schönen Gruß an deine Mutter."

„Soll besorgt werden, sobald ich zu ihr komme."

„Bist du denn nicht auf dem Wege nach Lüderstedt?"

„Ich glaube, ich gehe erst nach Kerstlingen zu meinem Onkel. In Lüderstedt habe ich doch nichts mehr zu suchen."

„Wieso?" fragte der Müller.

„Meine Mutter will freilich nicht, daß Christian den Hof bekommt. Ich weiß nicht, was sie damit vor hat. Aber ich will den Hof auf keinen Fall mehr. Ich habe wohl einmal anders darüber gedacht. Aber auch unsereiner hat manchmal seine Einsichten. Christian muß ihn haben."

„Junge, wie kommst du auf einmal auf diesen Gedanken?" fragte der Müller erstaunt, aber zugleich mit einem Ausdruck im Gesicht, der Zustimmung verriet. „Willst du etwa auswandern?"

„Auch daran habe ich gedacht; aber ich will nichts übereilen. Jedenfalls will ich Christians Erbteil nicht schmälern, das würde ich aber thun, wenn ich den Hof jetzt noch nehmen wollte; oder ich müßte soviel aufnehmen, daß ich ihn nicht halten könnte. Wie ich es bereue, daß ich nicht vor Jahren so klug gewesen bin, wie jetzt, kann ich gar nicht sagen."

„Reue ist der erste Schritt zur Besserung, sagt unser alter Pastor," bemerkte der Müller. „Junge, ich glaube, aus dir wird doch noch einmal etwas. Nimm es mir nicht übel: aber ich habe das lange nicht mehr geglaubt. Anna, du könntest wohl einmal nach den Hühnern sehen. — Sieh," fuhr er fort, nachdem das Mädchen gegangen war, „daß du das mit Christian einsiehst, gefällt mir von dir. Ich glaube, ich kenne den, der dir geholfen hat, das einzusehen. Du hast mir mit deinem Besuche ordentlich einen guten Tag gemacht. Ich hätte es nicht gedacht, als ich dich so über den Hof kommen sah. Nun sprich dich ordentlich mit Albert Störesandt aus; was der sagt, hat Hand und Fuß, wenn das auch die meisten nicht glauben wollen. Er kann dir auch helfen, er ist ein reicher Mann und hat keine Kinder. Es ist hart, nicht zu wissen, wer einmal auf dem alten Eigentum hausen wird. Auch mir geht es ja ähnlich. Wer keinen Sohn hat, hat keine rechte Zukunft. Ein eingeheirateter ist doch immer nur ein halber. — Was, du willst schon aufbrechen?"

„Ja, Onkel," sagte August, „ich gehe jetzt nach Kerstlingen; es wird sonst zu spät, es wird ja bald Mittag. Meine Sachen könnte ich wohl hier lassen. Ein Wagen nimmt sie wohl mit nach Lüderstedt? Grüße Anna und die Müllerin! Laß es dir gut gehen."

„Wollen sehen!" sagte der Müller. „Ist mir lieb, daß du hier gewesen bist."

Dann, als August die Thüre hinter sich geschlossen hatte, setzte er noch für sich hinzu: „Es steckt doch noch der bequeme Städter drin. Da soll ich sorgen, daß seine Sachen nach Hause kommen! Aber, das macht die schlechte Gewöhnung; ich glaube, es wird doch trotz alledem noch etwas aus ihm."

* * *

BLB Karlsruhe

August Störesandt kam nach Kerstlingen zu seinem Onkel. Der nahm ihn ernst und freundlich auf. „Heute," sagte er, „bist du noch mein Gast und der feine Herr. Dann aber, wenn wir wirklich Ernst machen, mußt du dich nicht wundern oder verletzt fühlen, wenn wir anders verkehren. Nach Tisch sprechen wir über deine Zukunft."

Und das thaten sie eingehend und beschlossen endlich, daß August, da er doch einmal auf dem Lande leben und sterben wollte, in der Wirtschaft und unter den Augen des Onkels den Betrieb lernen sollte. Was dann weiter werden sollte, blieb noch unausgesprochen. Noch an demselben Tage fuhren die beiden Störesandts nach Lüderstedt und setzten Augusts Mutter von dessen unabänderlichem Entschlusse in Kenntnis. Diese versuchte zwar noch das Äußerste, um ihn umzustimmen; als aber alles nichts half und auch die genauesten Berechnungen über den Stand des Hofes als schwerstes Geschütz ins Treffen geführt wurden, da gab sie nach und willigte endlich auch darein, daß Christian in den Hof als Erbe eingesetzt werden sollte. Der wußte sich vor Freude nicht zu lassen und fiel August, den er sonst nicht besonders lieb gehabt hatte, um den Hals. Es war zu merken, daß seine Freude noch einen anderen Grund hatte.

Die gerichtlichen Festsetzungen wurden bis auf die Zeit nach der Ernte verschoben, wo größere Ruhe war und wo sich auch genau übersehen ließ, was für Augusts Schulden noch beansprucht werden mußte. Nachdem die Mutter sich den schweren Entschluß abgerungen hatte, zeigte sie für die Einzelheiten keine Teilnahme mehr. Ihre Gleichgültigkeit, die nach dem Kampfe eintrat, hatte etwas Beunruhigendes. Sie hatte kaum ein Abschiedswort für den scheidenden Ältesten, und als Christian in fast übertriebener Weise nochmals dem Onkel und dem Bruder seine Erkenntlichkeit zu verstehen gab, da verzog sich ihr Gesicht zu einem so verächtlichen Ausdruck, daß das Zusammenhausen der beiden Zurückbleibenden wenig Tröstliches zu versprechen schien. Mit gemischten Gefühlen fuhren Albert und August Störesandt nach Kerstlingen.

Schon mit dem Frühesten war August am anderen Tage am Platze, so daß der Onkel seine Freude hatte, der er aber keinen Ausdruck gab. Er wollte abwarten. Aber es blieb auch in den folgenden Wochen bei dem frühen Aufstehen, und August zeigte so viel Interesse an seiner neuen Thätigkeit, er bewies so viel Umsicht bei der Ernte und der Leitung der Arbeiten, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Auch in seinem Äußeren war eine erfreuliche Wandlung bemerkbar. Ganz abgesehen davon, daß er die übermoderne Kleidung mit einem schmucken Verwalteranzuge vertauscht hatte, war auch aus seinem Gesichte der müde Zug gewichen, der ihn früher so entstellt hatte. Was aber seinen Onkel am meisten freute, war, daß er auch für die Buchführung Verständnis zeigte. Er hatte früher von solchen Talenten nichts merken lassen; daß er jetzt auch für die höhere landwirtschaftliche Betriebsführung Sinn hatte, war eigentlich der beste Beweis, daß doch ein tüchtiger Kern in ihm steckte und daß von der höheren Ausbildung, die er genossen hatte, doch verschiedenes haften geblieben war.

„Es ist doch eine verzweifelt teure Schule gewesen," dachte der Onkel, „die der Junge durchgemacht hat. Gottlob, daß nicht alle unsere jungen Landwirte solche Umwege nötig haben, um es zu etwas zu bringen. Die jetzigen schweren Zeiten würden diesen Luxus nicht mehr erlauben." Und zu dem Müller Derwedde sagte er bei einem gelegentlichen Besuche auf der Bergmühle: „August schlägt gut ein. Der verbummelte Referendar ist nicht wiederzuerkennen. Er hat sich doch richtig gekannt, als er durchaus die Juristerei an den Nagel hängen wollte."

„Soll mich freuen, Herr Störesandt," antwortete der Müller; „aber gut Ding will Weile haben. Lassen Sie uns noch ein bißchen zusehen. Jetzt kommt der Winter. Warten wir ab, ob er den gut übersteht. Vorher sage ich für nichts gut."

„Sie mögen recht haben," gab Störesandt zur Antwort. „Ich gehe jetzt auf Reisen und will den Versuch machen, ihm eine große Verantwortlichkeit einzuräumen. Das stärkt sein Gemüt. Bewährt er sich, dann sollen Sie mal sehen, dann ist er gerettet."

„Seien Sie vorsichtig," sagte der Müller. „Ich habe ihn ein paarmal gesehen diese Zeit über; er hat mir freilich gut gefallen, aber ich kenne diese Städter, sie können nicht dauern auf dem Lande; wenigstens im Winter nicht, ich sage es Ihnen."

„Aber August ist gar kein Städter! Ein verkapptes Landkind ist er immer gewesen. Der hat nie in die Stadt getaugt, und daß seine Eltern ihn zum Studieren bestimmten, das war eine ausgemachte Thorheit."

„Da haben Sie recht," rief der Müller eifrig, „eine Dummheit war es. Ich hatte immer so meine Pläne; vielleicht kommt es jetzt in anderer Weise dazu. Denken Sie sich, was mir gestern passiert ist! Ich wäre beinah' wieder krank geworden, aber vor Lachen. Sonst geht es mir ja jetzt soweit ganz gut. Kommt da gestern der Christian und freit mir nichts, dir nichts um meine Anna. Will sie dich denn? so frage ich. Das weiß ich nicht, sagt er. Dann frage sie. Und er geht hin und fragt sie, aber . . . . kommt nicht wieder. Statt dessen kommt meine Tochter und sagt, sie will und mag ihn nicht. Wen willst du denn sonst? frage ich, du bist doch so ganz jung nicht mehr, und Christian hat doch einen Hof. Mag sein, sagt sie, aber nicht von Rechts wegen. Fängt die auf einmal an, nach Christians Recht zu fragen!"

Störesandt sagte darauf nichts, sondern verabschiedete sich bald. —

Nach ein paar Tagen ging er auf Reisen, nachdem er vorher noch eine kurze, aber eindringliche Mahnung an August gerichtet hatte. Er hatte ihm fast die

BLB Karlsruhe

ganze Leitung des ausgedehnten und wegen der vielen Beziehungen mit den Zuckerfabriken durchaus nicht einfachen Betriebes übergeben. Dies Vertrauen hob den jungen Mann ungemein, und dabei ließ ihm die Menge der Geschäfte wenig Zeit, auf Zerstreuungen zu sinnen. Die Verantwortung, die er vor dem ganzen Hofe trug, gab ihm auch soviel innere Haltung, daß es ihm nicht schwer fiel, sich inacht zu nehmen.

Der Onkel hatte richtig gerechnet; sein Mittel, ihn durch den gefährlichen Winter zu bringen, war gut gewesen, und des Müllers Derwedde Mißtrauen zeigte sich diesmal unbegründet.

Sie gingen in den Garten hinein, der sich hinter dem Hause den Berg hinanzog.

Als der Hofbesitzer im März von seiner großen Reise zurückkehrte, fand er alles in bester Ordnung und den Neffen innerlich und äußerlich gesund.

„Junge," rief er, „du hast meine kühnsten Hoffnungen übertroffen."

„Das danke ich dir," sagte August einfach.

„Ich glaube, ich habe eine Verbündete," gab der Onkel zur Antwort. „Ich rate dir, geh auch zu ihr und bedanke dich auch da. Sie wohnt auf der Bergmühle."

„Onkel," sagte August, „meinst du, daß ich es schon wagen darf?"

„Geh nur getrost, ich bürge dir für eine gute Antwort."

Und August ging; nie wäre ihm der Gedanke gekommen, daß der Onkel wohl selbst je den Wunsch gehabt haben könnte, das liebliche Mädchen an der Bergmühle für sich zu gewinnen. —

Als August auf den Mühlenhof kam, schritt ihm Anna gerade entgegen. Er nahm das für ein gutes Zeichen.

„Weißt du noch, Anna," sagte er nicht ohne einige Verlegenheit, „wo wir früher, als Kinder, um diese Zeit die ersten Veilchen fanden. Komm, wir wollen sehen, ob schon welche da sind."

Das junge Mädchen errötete; sie wußte, was jetzt kommen würde, und sie wußte auch, daß sie diesen gesunden, frischen Mann, der noch vor nicht gar langer Zeit rettungslos verkommen schien, liebte, auch in jener Zeit der Hoffnungslosigkeit lieb gehabt hatte.

Sie gingen in den Garten hinein, der sich hinter dem Hause den Berg hinanzog. Aus dem Veilchensuchen wurde nichts; sie gingen auf dem sonnigen Wege auf und ab und versprachen sich, einander für das Leben angehören zu wollen.

„Nun geh hinein und frage die Eltern," sagte Anna endlich; „ich glaube, es wird alles gut enden."

Und es ging trotz einiger Schwierigkeiten, die der alte Müller nicht lassen konnte, gut, — nicht bloß die Brautzeit über, nicht bloß die Honigmonate, sondern auch weiter hinaus ein langes Leben lang. —

Auch eine Umkehr.

Ein alter Schurke wollt' fortan
Im Leben wieder ehrlich sein

Und — stahl sich für die neue Bahn
Des braven Nachbarn Heimatschein.

Spruch.

Der Schöpfung Buch nach Sinn und Wesen
Liegt offen; — könnt' nur jeder lesen!

Meine Geige und der Großmutter ihr Geigeboge.

Warum ich kein Instrument spiele — wollt ihr wissen — trotzdem ich doch ein solcher Musiknarr bin? So sagte der Onkel Joseph in der Konzertpause. Du lieber Gott, muß man denn alles haben, was einen freut; sich auf alles setzen, was man liebt? Die Sterne, heißt es, die begehrt man nicht; man freut sich ihrer Pracht! Ein Kind oder ein Dummkopf müßte es sein, wer sie durchaus von der blauen Höhe herunterholen wollte; zu wetten ist auch, daß sie sich aus der Nähe gerade so wie unsere Erde, nur die meisten noch etwas ungemütlicher, ausnehmen würden. So habe ich eine größere Freude und mehr Genuß an der Musik, wenn ich sie mir von wirklichen Musikern vormachen lasse, als wenn ich selber im Schweiße meines Angesichts auf irgend einem Blas- oder Streichwerk herumpfusche; wollte Gott, es dächten noch mehr Menschenwürmer wie ich.

Daß ich aber mein Lebtag nur ein Pfuscher in der Ausübung bleiben würde, das hab' ich von früh an deutlich gefühlt und daher meine Hände hübsch davon gehalten; nur mit dem Herzen hab' ich allezeit fröhlich mitmusiziert, glücklich darüber, zwei empfängliche Ohren zu haben. Einmal freilich habe auch ich den Versuch gemacht, mir den goldnen Stern von da oben herunterzuangeln. In der Hand hielt ich ihn auch — aber kurz war mein Traum und böse das Erwachen. Laßt's euch erzählen!

Ich war ein Bub von so sechs oder sieben Jahren und wußte von Gott und der Welt, Mensch und Leben, soviel als man in dem Alter weiß, wo man gerade anfängt, die Augen aufzumachen, nämlich nichts. Ein Apfel war noch mein höchster Genuß, eine kleine Lüge meine größte Sünde und Prügel der größte Schmerz. Was die Kunst anlangt, so war mir die Militärmusik das höchste; mit den Trommlern und Pfeifern war ich schon vollauf zufrieden.

Aber auch für mich kam der Tag, wo mir eine Ahnung von der höheren Kunst in der Seele aufstieg.

Eines Tages gab mein Lehrer mir ein Briefchen an einen andern Lehrer mit, der an meinem Schulweg wohnte. Als ich in den Hausflur trat, hörte ich aus einer halboffenen Thüre Geigenspiel. Ich lauschte; die Töne zogen mich eigentümlich an. Leise trat ich näher und schaute in das Zimmer. Das Bild, das sich mir bot, ergriff mich: vor seinem Notenpult, aber mit glänzenden Augen darüber hinweg und in die Ferne sehend, stand der Lehrer selbst — und spielte mit tief und schmerzlich bewegtem Gesichte ein schwermütiges, manchmal leidenschaftlich anschwellendes, dann wieder in sich versinkendes Tonstück. Als er mich nach einer Weile bemerkte, brach er ab. Stotternd entledigte ich mich meines Auftrags, mit den Gedanken noch ganz bei der Musik.

Von dem Augenblicke an war ich ganz in den Gedanken verrannt, auch so spielen zu können, wie der Lehrer Haitz; und es kam mir das auch ganz leicht und einfach vor: die Geige in die Linke, den Bogen in die Rechte, und dann heraus mit den Tönen aus der Brust, aus der sie mir nur so zu quellen schienen.

Ich fing also an, meine Eltern zu bitten und quälen, mir doch eine Geige zu kaufen. Aber der Vater meinte, selbst wenn es mir ernst damit wäre, solle ich noch ein paar Jahre warten; ich sei noch zu jung, das Lernen so schwer, eine Geige arg teuer und der Unterricht noch teurer — und wir waren ja auch kleine, arme Leute — also abwarten.

Da es beim Vater nichts half, fing ich also bei der Mutter zu betteln an, und siehe da — es war gerade Jahrmarkt — eines schönen Morgens bringt sie mir als Meßkram eine kleine Kindergeige vom Dreibatzenstand mit. Es sah wenigstens aus wie eine Geige, das knallrot angestrichene Ding! Man kann sich also meine Freude denken, als ich es in Empfang nahm, aber — —

„Ja, wo ist denn der Bogen dazu?" fragte ich.

„Es ist keiner dabei gewesen; drum hab' ich sie auch billiger kriegt, auch weil es das letzte Stück war!" lautete die Antwort.

„Ja, was mach' ich denn mit einer Geig', wo ich kein' Geigeboge dazu hab'?" rief ich.

„Ja, lieb's Kind!" sagte die Mutter, „da kann ich dir nicht helfen. Du kannst aber einstweilen mit den Fingern drauf Guitärrle spielen!"

„Das ist aber gar nix, so mit den Fingern! Einen Bogen muß man doch haben!" so maulte ich, mißvergnügt im höchsten Grade.

Da kam im selben Augenblicke wie ein rettender Engel die Großmutter zu Besuch vom Dorfe herein. „Aber Sepple," sagte sie nach dem ersten Gruß, „was machst denn für ein wüst Gesicht?"

„Ja!" rief ich, „da hat mir die Mutter zum Meßkram eine Geig' kauft und keinen Bogen dazu! Jetzt was mach' ich denn mit einer Geig', wo ich keinen Geigeboge dazu hab'?"

Die alte Frau lachte gutmütig über mein Unglück und meinen Zorn.

„He, bis nur ruhig, Sepple! Vielleicht findet sich doch einer!" sagte sie.

„Kaufst du mir einen?" fragte ich in hoffnungsvoller Begier.

„Ich will emal mein Geld zähle."

„O es wird schon langen!" drängte ich schmeichelnd, „so ein Bogen kostet ja nicht soviel!"

* * *

Am Abend nach der Schule saß ich auf der Haustreppe draußen und schaute in banger Spannung die Straße entlang. Die Großmutter sei noch auf der Messe, hatte mir die Mutter verheißungsvoll zugesteckt.

Ob sie mir einen bringen wird? so dachte ich und klimperte zärtlich auf meiner Geige . . . ., dip—dip—dip hinauf . . . . und dip—dip—dip hinunter . . . .

Da stand auf einmal Kleisers Karl vor mir, ein Nachbarsbub, vier Jahre älter und dreimal so stark als ich, der schlimmste Strick des Viertels.

„Was hast du da, Sepple? Zeig 'mal!" fragte er.

„Was hast du da, Sepple? Zeig 'mal!" fragte er.

Ich traute ihm aber nicht und zögerte.

„Ich mach' nix dran, gieb mal her!"

Ängstlich barg ich meinen Schatz an der Brust.

„Ob du's hergiebst oder nicht!" drohte er.

„Du machst mir's kaput!" stammelte ich angstvoll und suchte die Treppe hinauf zu kommen; aber er hielt mich hinten fest.

„Du Teigaff!" rief er. Damit entriß er mir das Ding. Ich schrie laut auf.

„Siehst du, nun hab' ich's doch!" höhnte er, „paß mal auf."

. . . . dip—dip—dip machte auch er, aber — schripp; eine Saite sprang.

Mir gab es einen Stich ins Herz.

„Gieb mir meine Geig' wieder!" schrie ich.

„Das Lumpenzeug!" machte er verächtlich und schwang sie hoch.

„Gieb sie mir wieder!" schrie ich nochmal, „oder — —!"

„Oder?" fragte er lauernd.

„Ich sag 's dem Vater!"

„Dem lahmen Esel! Meinst du, der kriegt mich?"

„Aber dem Lehrer! Wart nur!" rief ich verzweifelt, und die Thränen liefen mir übers Gesicht.

„Wem sagst du's, dem Lehrer? Du Teigaff! Sag's noch einmal!" sagte er und schlug mir die geliebte Geige um den Kopf, daß sie klapperte und der Steg mit heftigem Knalle umschnappte.

„Jawohl!" schrie ich außer mir vor Zorn und Schmerz um die gefährdete Geige.

„Dem Lehrer willst du's sagen?" wiederholte der Quäler und schlug mir die Geige nochmals um die Ohren, daß der Boden einkrachte.

Ich heulte vor Wut laut auf und fuhr dem Gegner wild ins Gesicht und in die Haare. Der aber schüttelte mich leicht ab, warf mich hin und schlug die Geige an mir völlig in Trümmer; dann sprang er hohnlachend davon.

Heulend saß ich unter den traurig um mich verstreuten Resten meines Glückes, betäubt zugleich durch die Größe des Verlustes und durch die mir unfaßbare Schlechtigkeit von Kleisers Karl; da hörte ich von zwei Seiten her meinen Namen rufen. Die Stiege herunter kam die Mutter, die auf dem Speicher Wäsche aufgehangen hatte, und fragte, was los sei? Die Straße entlang aber kam die Großmutter gehumpelt.

„Sepple!" rief sie schon von weitem, „rat einmal, was ich dir hab'."

Sie holte eine lange, graue Papierrolle unter dem rechten Arme hervor und schwenkte sie hoch.

Ich heulte weiter.

„Jesses, warum heulst denn so, was ist denn passiert? Schau her! ich hab' dir ja ein' Geigeboge!"

Da aber brach ich erst recht los.

„Was mach' ich denn mit einem Geigeboge, wo ich kein' Geig' dazu hab'!" rief ich schluchzend.

„Ja wa —!" fragte sie und stutzte, hielt aber inne, als sie beim Herankommen an den ringsverstreuten Trümmern die Lage der Dinge erkannte. „Wer hat denn das gemacht?"

„'s Kleisers Karl!" würgte ich hervor.

„Der wüest Bueb, der Lausangel, der —" rief sie und fuhr dann fort: „und jetzt, was machen wir mit dem Bogen! Ein' Gulden hat er 'kost!" Dann begann sie das graue Papier aufzuwickeln.

Sie holte eine lange, graue Papierrolle unter dem rechten Arme hervor.

„Was!" rief meine Mutter entsetzt, „einen Gulden? Wo hast du ihn denn 'kauft?"

„He," sagte die Großmutter, „wo ich auf der Meß keinen kriegt hab', bin ich zum Instrumentenmacher Muckrich 'gangen, in der Bertholdstraß'; 's ist der billigste gewesen, für einen Gulden — aber — aber —!"

„Einen Gulden!" stöhnte meine Mutter, „die ganze Geig' hat nur 12 Kreuzer gekost'!"

„Jesses!“ schrie nun mit einmal die Großmutter hinaus, als sie mit dem Aufwickeln zu Ende war, „jesses, wo ist der Bogen? Er wird mir doch nicht hinten zum Papier hinausgerutscht sein!“

„Auch das noch!“ ächzte meine Mutter.

Aber es war wirklich so; er war ihr im Gehen hinten hinausgerutscht, ohne daß sie es gemerkt. Voller Zorn hielt mir die alte Frau mit dem langen Arme das leere Papier unter die Nase, daß meine Thränen darauf tropften, fast als ob ich schuld daran sei, daß die Rolle sich hinten geöffnet hatte.

Was half es, daß ich auf der Mutter Geheiß den von der guten Großle gemachten Weg bis zu dem Musikalienladen zurückging, wo sie den Guldenbogen zur Dreibatzengeige gekauft hatte. Er war und blieb ebenso verloren, wie meine Geige kaput. Da war nix mehr zu machen.

* * *

Die gute Folge aber war, daß dieser erste Versuch, die edle Frau Musika zu heiraten, auch mein letzter blieb. Ich hatte genug.

Heute bin ich's zufrieden. Wohin würde auch die Welt kommen, wenn alle wollten Musik machen?! Da gäb's keinen, der zuhören wollte; und fürs Zuhören ist die Musik doch vornehmlich da.

Maiglöckchen.

Von J. Mähly.

„Wie heißt du?“

„Maiglöckchen.“

„Das ist aber doch kein Name, du hast gewiß noch einen andern?“

„Weiß nicht, mein Herr, man hat mich immer so genannt.“

„Was sind deine Eltern?“

„Tot.“

„Und was machst denn du? Woher kommst du?“

„Ich komme von Frau Franchard, die in Belleville für die Leute wäscht; ich muß ihren Kunden das Weißzeug bringen.“

„Wie alt bist du?“

„Ich glaube, sechzehn; genau aber weiß ich es nicht.“

Dieses Gespräch wurde in einem Krankensaal des Spitals Beaujour zwischen dem Unterarzt und einem Mädchen gewechselt, welches vor einer Stunde in der Vorstadt Saint-Honoré das Bein gebrochen hatte und vom Armenpfleger — „wegen dienstlichen Falls“ — dem Spitalvorsteher zur Pflege übergeben worden war.

Der Arzt betrachtete es mitleidig. War er auch, infolge seines Berufs, nach und nach gegen menschliches Elend gleichgültiger geworden, so konnte er sich bei dem Anblicke des kranken Kindes eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Zudem litt dasselbe noch an einem anderen Übel als an ihrem Schenkelbruch: es war schwindsüchtig. Und es kam noch ein dritter Umstand hinzu: Maiglöckchen war, wie so oft solche einem frühen Tod geweihten Wesen, hübsch; sie hatte etwas Ausdrucksvolles, Einnehmendes in ihren Zügen, die bald an die Schwärmerei eines Verliebten, bald an das resolute Wesen eines Pariser Gassenjungen erinnerten; eine nicht häufig vorkommende, aber durchaus nicht unangenehme Mischung von beiden; die im Werden begriffene „Pariserin der Vorstadt“, keck, zugreifend, nie verlegen, gereift durch das Elend, durch Schläge und Entbehrungen, aber bei alledem empfänglich und gefühlvoll.

Der Arzt stellte all sein Wissen und Können in die Pflege seiner armen Kranken und gewann deren Vertrauen so rasch, daß sie nach zweimal vierundzwanzig Stunden bereits „gute Freunde“ waren. Jetzt erzählte sie ihm, was sie von ihrem Leben wußte; es war wenig, aber doch genug, um das tiefste Mitgefühl einer menschlich empfindenden Seele zu erwecken: die, leider, immer wiederkehrende Geschichte eines in irgend einer schmutzigen Gasse geborenen Kindes, das der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfällt und dann irgend einer Megäre, die es schlägt und hungern läßt, in die Lehre gegeben wird.

Die Mißhandlungen und Entbehrungen hatten schließlich bei ihr die Schwindsucht erzeugt und Maiglöckchen lag nun da, um im Spitale daran zu sterben.

„Ach, lieber Herr, schreiben Sie nur meiner Meisterin nicht, daß ich hier bin!“ sagte das Mädchen. „Sie würde mich schlagen, weil ich gefallen bin. Heilen Sie mich auch nicht so schnell, damit ich lange bei Ihnen bleiben kann. Es thut so wohl, in der Wärme zu sein und schlafen zu können, und zu essen, wenn man Hunger, und zu trinken, wenn man Durst hat. Es war ein rechtes Glück für mich, daß ich das Bein gebrochen habe. Ich habe mich noch nie so wohl befunden wie hier!“

Die Freude der armen Kranken war herzbrechend, und es fiel dem Doktor schwer, seinen Thränen zu wehren, wenn er auf dieses wachsbleiche Gesicht sah, aus welchem zwei tiefliegende, große, fieberhaft glänzende Augen dem Beobachter entgegenschauten.

Ja, das Elend hatte auf den schwächlichen blutrünstigen Körper des Mädchens seine Schreckensgeschichte aufgezeichnet, man konnte sie nur mit Schaudern lesen. Diese arme, feine, durchsichtige Haut hatte nie den Kuß einer Mutter verspürt, diese armen Augen noch nie die unaussprechliche

gelegt und zugeschlossen, aber ich habe den Schlüssel gewußt. Der Reiner ist auf dem Sprung gestanden wegen einer andern Lumperei, drum hat der Hies gemeint, er könnt' es allein behalten, und der Reiner, er könnt' damit fort in die Schweiz. Und wär' auch so gekommen, nur hab' ich es in der Nacht in meinen Strohsack gesteckt, und wie der Hies nichts mehr gefunden hat, hat er gesagt, das hat der Reiner geholt, eh' er fort ist, und ich hab' ihm bestätigt, ich hätt' selbigen aus dem Haus treten sehen, wie ich vom Brotholen heim bin in der Früh. Gelogen war's, was mit der Schlechtigkeit verloren gangen ist, kannst nur mit der Schlechtigkeit wieder kriegen. Und der Reiner in der Schweiz hat gemeint, der Hies hätt' es noch daheim, derweil ist es in meinem Strohsack versteckt gewesen. Jetzt wirst sagen, warum ich Dir's nicht gleich gegeben hab'. Vielleicht hab' ich gemeint, solang ich das Geld hab', halt' ich noch ein Stückerl von Dir. Ach Gott, gar nichts wirst sagen und zu der Resl wirst rennen damit geschwind. Ich aber geh' auch fort, dableiben mag ich nimmer. Sie sagen, ich hätt' kein schlechtes Stimmerl, und wollen mir einen grünen Hut aufsetzen als Tirolerin. Vielleicht hab' ich Glück, weil ich jetzt mit der Wahrheit heraus bin. Die Resl hat gesagt, wie sie fort ist, bleib bei der Wahrheit, Waldlermiezl, mit dem Lügen kommst nicht weit, es bringt kein Glück nicht. Aufhören heißt es, erstens weißt ja alles und das Päckerl soll auf die Post, eh's mich reut. Sei halt nimmer bös und grüßt Dich tausendmal Maria Waldler."

Mit etlichen Unterbrechungen hatte die Resl den Brief zu Ende gelesen.

„Ist's denn auch wahr, ist's wirklich wahr, ist es dein echtes, rechtes Sach'?" rief sie zum Schluß.

„Ja, es ist alles wahr und richtig," erwiderte der Jakl; „schau, hier ist das Geld. Bis auf das, was ich verbraucht hab' in der Stadt, sind's immer noch mehr wie 2000 Mark. Wenn ich jetzt frag', wielang wir mit der Hochzeit warten müssen, was sagst nachher?"

Gar nichts sagte die Resl und konnte es auch beim besten Willen nicht, denn ein Kuß hielt ihr unversehens den rosigen Mund geschlossen. — Darauf, während der Jakl sein Hab und Gut wieder zu sich steckte, brachte er die Rede auf ein ganz ander Ding.

„Wenn du denkst, daß in dem Papier da unser Glück steckt," meinte er und nickte ernsthaft mit dem Kopf.

„Da steckt's nit drin," behauptete frischweg die Resl.

„Wo denn?"

„Das meine hast schon lang in deiner Obhut."

„Und bin ein schlechter Hüter gewesen," bekannte er in reuigem Rückblick, „du aber hast mir meines wieder zugetragen, das ich schon ganz verspielt hab' 'geben."

„Dafür darfst mich nit loben," war der Resl prompte Antwort, „das war des heiligen Antonius sein' Sach' und sein Verdienst; denn mich hat der Heilige geführt, stracks den richtigen Weg zu dir, noch zudem im richtigen Augenblick." Ausführlicher denn zuvor gab sie in frommer Dankbarkeit die Schilderung ihres Suchens und Findens, und der Jakl hörte ihr aufmerksam zu, that auch mitunter eine Zwischenfrage. Zuletzt aber lachte er und sagte:

„Aber Resl, du bist ja gar nit beim heiligen Antonius gewesen! Da stehen grad zwei Kirchen, und wo du warst, das war 's Stephanskircherl; es ist nit anders; nit die Kirche vom heiligen Antonius."

Die Resl machte erst große Augen, dann aber sprach sie unbeirrt: „Nun schau, es ist doch so, wie ich immer bei mir gemeint: Bei den Heiligen tritt der eine für den andern ein, und unser Herrgott selber ist's, der dann noch seinen Segen dazu giebt. Bei den Menschen aber sollt' es g'rad so sein, daß einer allezeit treu zum andern steht . . . . wie du und ich. Das lass' ich mir nit abkaufen mit allem Gelde der Welt!"

Wächterruf.

Von J. P. Hebel.

(Siehe Titelbild.)

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Elfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi de Charte sitzt,
Dem bieti jez zum letztemol —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund,
Und mach di wider froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans Gheiß und Rot
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I will's nit hoffen, aber gschieht's —
Gang heim! der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär' nit nötig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Frieb' der Tag erlebt,
Dank' Gott und fass' e frohe Muet,
Und gang ans Gschäft, und — halt di guet!

BLB Karlsruhe

„Jesses!“ schrie nun mit einmal die Großmutter hinaus, als sie mit dem Aufwickeln zu Ende war, „jesses, wo ist der Bogen? Er wird mir doch nicht hinten zum Papier hinausgerutscht sein!“

„Auch das noch!“ ächzte meine Mutter.

Aber es war wirklich so; er war ihr im Gehen hinten hinausgerutscht, ohne daß sie es gemerkt. Voller Zorn hielt mir die alte Frau mit dem langen Arme das leere Papier unter die Nase, daß meine Thränen darauf tropften, fast als ob ich schuld daran sei, daß die Rolle sich hinten geöffnet hatte.

Was half es, daß ich auf der Mutter Geheiß den von der guten Großle gemachten Weg bis zu dem Musikalienladen zurückging, wo sie den Guldenbogen zur Dreibatzengeige gekauft hatte. Er war und blieb ebenso verloren, wie meine Geige kaput. Da war nix mehr zu machen.

* * *

Die gute Folge aber war, daß dieser erste Versuch, die edle Frau Musika zu heiraten, auch mein letzter blieb. Ich hatte genug.

Heute bin ich's zufrieden. Wohin würde auch die Welt kommen, wenn alle wollten Musik machen?! Da gäb's keinen, der zuhören wollte; und fürs Zuhören ist die Musik doch vornehmlich da.

Maiglöckchen.

Von J. Mähly.

„Wie heißt du?“

„Maiglöckchen.“

„Das ist aber doch kein Name, du hast gewiß noch einen andern?“

„Weiß nicht, mein Herr, man hat mich immer so genannt.“

„Was sind deine Eltern?“

„Tot.“

„Und was machst denn du? Woher kommst du?“

„Ich komme von Frau Franchard, die in Belleville für die Leute wäscht; ich muß ihren Kunden das Weißzeug bringen.“

„Wie alt bist du?“

„Ich glaube, sechzehn; genau aber weiß ich es nicht.“

Dieses Gespräch wurde in einem Krankensaal des Spitals Beaujour zwischen dem Unterarzt und einem Mädchen gewechselt, welches vor einer Stunde in der Vorstadt Saint-Honoré das Bein gebrochen hatte und vom Armenpfleger — „wegen dienstlichen Falls“ — dem Spitalvorsteher zur Pflege übergeben worden war.

Der Arzt betrachtete es mitleidig. War er auch, infolge seines Berufs, nach und nach gegen menschliches Elend gleichgültiger geworden, so konnte er sich bei dem Anblicke des kranken Kindes eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Zudem litt dasselbe noch an einem anderen Übel als an ihrem Schenkelbruch: es war schwindsüchtig. Und es kam noch ein dritter Umstand hinzu: Maiglöckchen war, wie so oft solche einem frühen Tod geweihten Wesen, hübsch; sie hatte etwas Ausdrucksvolles, Einnehmendes in ihren Zügen, die bald an die Schwärmerei eines Verliebten, bald an das resolute Wesen eines Pariser Gassenjungen erinnerten; eine nicht häufig vorkommende, aber durchaus nicht unangenehme Mischung von beiden; die im Werden begriffene „Pariserin der Vorstadt“, keck, zugreifend, nie verlegen, gereift durch das Elend, durch Schläge und Entbehrungen, aber bei alledem empfänglich und gefühlvoll.

Der Arzt stellte all sein Wissen und Können in die Pflege seiner armen Kranken und gewann deren Vertrauen so rasch, daß sie nach zweimal vierundzwanzig Stunden bereits „gute Freunde“ waren. Jetzt erzählte sie ihm, was sie von ihrem Leben wußte; es war wenig, aber doch genug, um das tiefste Mitgefühl einer menschlich empfindenden Seele zu erwecken: die, leider, immer wiederkehrende Geschichte eines in irgend einer schmutzigen Gasse geborenen Kindes, das der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfällt und dann irgend einer Megäre, die es schlägt und hungern läßt, in die Lehre gegeben wird.

Die Mißhandlungen und Entbehrungen hatten schließlich bei ihr die Schwindsucht erzeugt und Maiglöckchen lag nun da, um im Spitale daran zu sterben.

„Ach, lieber Herr, schreiben Sie nur meiner Meisterin nicht, daß ich hier bin!“ sagte das Mädchen. „Sie würde mich schlagen, weil ich gefallen bin. Heilen Sie mich auch nicht so schnell, damit ich lange bei Ihnen bleiben kann. Es thut so wohl, in der Wärme zu sein und schlafen zu können, und zu essen, wenn man Hunger, und zu trinken, wenn man Durst hat. Es war ein rechtes Glück für mich, daß ich das Bein gebrochen habe. Ich habe mich noch nie so wohl befunden wie hier!“

Die Freude der armen Kranken war herzbrechend, und es fiel dem Doktor schwer, seinen Thränen zu wehren, wenn er auf dieses wachsbleiche Gesicht sah, aus welchem zwei tiefliegende, große, fieberhaft glänzende Augen dem Beobachter entgegenschauten.

Ja, das Elend hatte auf den schwächlichen blutrünstigen Körper des Mädchens seine Schreckensgeschichte aufgezeichnet, man konnte sie nur mit Schaudern lesen. Diese arme, feine, durchsichtige Haut hatte nie den Kuß einer Mutter verspürt, diese armen Augen noch nie die unaussprechliche

Wohlthat eines zärtlichen Blickes empfunden, diese armen, blutlosen Ohren nie die süßen Klänge eines Wiegenliedes aus Muttermund vernommen. Das arme Maiglöckchen hatte alles Häßliche, alle Verdorbenheit der Menschennatur mit ansehen müssen. Schmutzige Lieder, die aus dem Branntweinrausch hervorgellten, hatten an ihr Ohr geschlagen, und ihren Augen bot sich gewöhnlich das Schauspiel wüster Orgien.

Trotz dieser schrecklichen Frühreife hatte das Mädchen ihre kindliche Anmut nicht eingebüßt, und dazu gesellte sich nun noch die im Aufkeimen begriffene Weiblichkeit, die ihr einen, ihr völlig unbewußten, Reiz verlieh. Es giebt nichts Anziehenderes und Bestrickenderes als eine solche, nichts von sich selber ahnende Anmut.

Zunächst sah aber der Doktor in Maiglöckchen nur das kranke, verlassene Kind; das Mitleid war in sein Herz eingezogen; er hatte junge, herzlich von ihm geliebte Schwestern, und im Bunde mit diesen zarten, dem Boden des Familienlebens entsprossenen Gefühlen bewirkte jenes Mitleid, daß er die junge Schiffbrüchige, die hier in das Krankenzimmer eines Spitals hineingespült worden war, mit rührender Sorgfalt pflegte.

Maiglöckchens Kräfte nahmen aber nach und nach ab. Es wurde durchsichtig, der Körper schwand vor der Seele dahin; alles Gewöhnliche und Unebene, Derbe und Unfeine an ihr hatte sich verloren, die Krankheit wirkte glättend und reinigend auf sie, wie ein geschliffenes Instrument die Unebenheiten des von ihm bestrichenen Materials glättet; ihr ganzes Innere hatte sich verfeinert und geschmeidigt; das Nichtweibliche hatte sich verflüchtigt, und es war nur eine aus Eindrücken und Empfindungen gewobene Weiblichkeit übrig geblieben.

* * *

Drei Monate waren verstrichen, während welchen der Doktor, der sonst, wie viele seiner erleuchteten Kollegen, sich zu den Wirkungen der ärztlichen Kunst ziemlich mißtrauisch verhielt, das Mädchen dem Tode streitig machte, auf die leisesten Wünsche der Kranken achtete, ja, diesen durch die zarteste Aufmerksamkeit noch zuvorkam, — mit einem Wort, sie so liebevoll pflegte wie der zärtlichste Vater oder der opferwilligste Bruder es nicht besser hätte thun können.

Seine Vorgesetzten und seine Kameraden machten sich ein wenig lustig über ihn, in jenem bekannten neckisch-spöttelnden Ton, der in den Spitälern, selbst wenn der schwerste Fall vorliegt, immer noch anklingt.

Man sprach von Maiglöckchen als von der „Frau Doktor“, und die Scherz- und Stichelreden nahmen kein Ende, übrigens ohne weitere Wirkung auf den Unterarzt, als daß er die Achseln dazu zuckte und nicht zuhörte.

Das arme Maiglöckchen ging seiner Auflösung entgegen. Es wurde vom Frost geschüttelt; alle Wärme war aus seinem Körper gewichen, und wie der arme Vogel draußen an der eisigen Dezemberluft trotz Flattern und Zappeln der Kälte zum Opfer fällt, so half es ihr nicht, daß sie sich einwickelte und zusammenkauerte. Der Tod war schon daran, ihre zarten Glieder steif und starr zu machen. Und doch war man mitten im April. Draußen sprangen die Knospen auf und ließen die grünen Spitzen hervortreten; die Sperlinge flatterten mit den Reisern im Schnabel umher, um da oder dort, an irgend welcher verborgenen Stelle ihr Nest zu bauen. Eine milde Luft erfüllte auch den Krankenraum; alles atmete wieder Leben, bis auf die alten Fliegen herunter, die jetzt aus ihren Verstecken hervorkamen, sich reckten und streckten und in der von draußen einströmenden Wärme ihre Flügel ausstäubten.

Und in dieser lebenweckenden Wärme kam über das arme Maiglöckchen die Kälte des Todes; sie sollte aus dem Leben scheiden, ohne Sehnsucht nach ihr und Trauer um sie zu hinterlassen, wie sie einst ins Leben getreten war, ohne Freude zu bringen.

Als der Oberarzt seinen Besuch gemacht hatte, kam der Herr Doktor, statt zum Frühmahl zu gehen, zu der Kranken zurück, welche sich zusehends veränderte.

Das Mitleid war noch mächtiger über ihn gekommen, er wollte und konnte sie nicht allein sterben lassen.

„Wie geht es dir, Maiglöckchen?“

„O! Ich habe Durst und habe kalt!“ Der Doktor nahm die beiden Hände des Mädchens in die seinigen und versuchte, sie ein wenig zu wärmen.

Maiglöckchens Hände sanken kraftlos auf das weiße Leintuch — es war tot.

Da sammelte es seinen letzten Rest von Kraft, um ihn nahe an ihr Kopfkissen zu ziehen; er neigte sich zu ihr und hörte mit kaum vernehmbarem Hauche gelispelt die Worte: „Verzeih mir, ich liebe dich.“ —

Maiglöckchens Hände sanken kraftlos auf das weiße Leintuch — es war tot.

Die Witib.

Eine Erzählung aus den bayerischen Bergen.

„Zum heiligen Joseph“ heißt das kleine, rotbedachte Wallfahrtskirchlein hoch droben am Felsgewände. Wie ein Schwalbennest klebt es am grauen Gestein, und das vergoldete Kreuz auf seinem Türmlein blitzt weithin sichtbar in der grellen Hochsommersonne.

Ganz dicht heran an seine ausgetretene Steinschwelle drängen sich lange Büschel des spitzen, hellgrünen Berggrases, und wenn ein leichter Windhauch darüber streicht, so nicken die schwanken Halme grüßend hinein durch die stets offene Thüre, hinter welcher ein kunstlos geschmiedetes, schwarzes Eisengitter den vorderen Kirchenraum absperrt, um dem herantretenden Beschauer nur den Blick auf das ärmliche, aber schmuck ausgestattete Innere der Kapelle zu gönnen. Ganz rückwärts, genau in der Mitte, steht der Altar, und dort, zwischen zahlreichen Blumentöpfen mit verblichenen, verstaubten Leinwandrosen, thront hochaufgerichtet das altersbraune Holzbild des heiligen Joseph. Segnend hält er die lilientragende Hand ausgestreckt, matt glänzt ihm zu Häupten ein breiter Heiligenschein, und das hinter einem roten Glase brennende „ewige Licht“ wirft einen flackernden, rosigen Schimmer auf die mit verblaßten Teppichen belegten Altarstufen. —

Ja, es ist gut beten da droben im traulich-dämmerigen Heiligtum des weltabgeschiedenen Bergkirchleins!

Das hat nicht nur manch einsamer Wanderer empfunden, der gläubig und vertrauend sein schweres Leid heraufgetragen hat zur stillen Höhe — das wissen auch all jene frommen Besucher, welche einem alten Brauche folgend, alljährlich am 19. März aus den umliegenden Ortschaften herkommen, um der heiligen Messe anzuwohnen, welche an diesem Tage ein Kapuziner zu Ehren des Heiligen liest, dem das kleine Kirchlein geweiht ist. Namentlich aber versäumt es kein halbwegs sauberes und lebfrisches Dirndl, dem heiligen Joseph an diesem seinem Ehrentage die Aufwartung zu machen, denn damit hat es noch seine ganz besondere Bewandtnis. Als Oberhaupt der heiligen Familie gilt der Heilige für den Specialpatron aller verheirateten Leute und ist auch ein ganz besonders kräftiger Fürbitter für jene, welche Lust haben, in den Ehestand zu treten. Und welches von den frischen Hochlandskindern wollte das nicht?

Freilich, offen eingestehen will es keine so recht — beileibe nicht, — aber so heimlich dem guten Heiligen den sehnsüchtigen Herzenswunsch anvertrauen zu dürfen, — das mag jede.

Und helfen thut er immer!

Das beweisen die vielen, vielen Votivtäfelchen an den Wänden der Kapelle, — das erzählen die zahlreichen, aus Wachs geformten Herzen, die verschlungenen Hände mit den dicken Goldreifen und auch die wächsernen Wickelkinder mit den zarten Bandrosetten, die geopferten Myrtenkränze, Brautschleier und Hochzeitsbuschen, deren Blätter und Blumen so dürr geworden sind, daß sie beim leisesten Luftzug rascheln . . . . .

Auch heute ist wieder Josephitag und zwar ein ganz besonders sonniger und lenzwarmer.

In dichten Scharen kam das Landvolk heraufgezogen zum Bergkirchlein, und drinnen steht Kopf an Kopf so dicht aneinander, so enggedrängt, daß viele der Nachkommenden sich damit begnügen müssen, draußen vor der Thüre der heiligen Feier anzuwohnen; sie knieen in dem weichen, grünen Rasen, wenn drinnen die silbernen Glöcklein erklingen.

„Amen!“ Der Segen ist gegeben, — die Kirche ist aus! Schwere, dichte Weihrauchwolken schweben über der andächtigen Menge, die frommen Dirnen bekreuzen sich inbrünstig, noch dreimal fest gegen die angespannten Mieder klopfend; die Seidentüchlein rauschen, und die Silberthaler am Geschnür klingen leise aneinander. Jede nimmt noch einen tüchtigen Guß Weihwasser aus dem Behälter neben der Thüre, netzt mit einem kleinen Tropfen davon das eigene erhitzte, dralle Gesichtlein, während die größere Menge des Wassers auf den Kirchboden geschleudert wird — zum Troste der armen Seelen. Dann aber drängen sie auch schon hinaus, und noch ehe sie die Thüre erreicht haben, verwandelt sich der fromme Ernst der bildhübschen, muntern Dirnen in ein kicherndes, lustiges, nur halbunterdrücktes Lachen . . . . .

Bald ist die kleine Kirche leer. Die letzte der Besucherinnen ist Susi — die Kreuzhofbäuerin.

Die jungen Mädchen werfen sich Blicke zu und stoßen einander heimlich mit den Ellbogen an, denn die Kreuzhofbäuerin ist eine Witwe, und aus welchem Grunde die heute zum heiligen Joseph kam, das glaubten sich die klugen Dirndlein an den Fingern abzählen zu können.

Und recht hatten sie.

Die Susi war ja auch nur ein einziges Jahr verheiratet gewesen, — just lange genug, um zu fühlen, wie schön und lustig sich's im Ehestand lebt, wenn man sich gegenseitig nur so recht lieb hat, — da starb ihr der Mann auch schon wieder! Wie's sich für eine brave Witwe gebührt, hat die Kreuzhofbäuerin ihren Andres auch ein Jahr lang beweint und betrauert, sein Grab mit Blumen geschmückt und mit Zährlein begossen.

BLB Karlsruhe

Wer möchte ihr's aber verdenken, daß für sie eine Zeit kam, in der erst zaghaft — leise, dann aber immer lauter und gebieterischer der Wunsch nach Ersatz für den Verlorenen in ihrer liebebedürftigen Seele aufstieg! . . . . .

Mit einem tiefen Seufzer steckt sie eine lange Opferkerze auf die eiserne Gabel vor den Heiligen hin, zündet sie an und legt auch noch ihr Busensträußlein nebenhin auf die Seite.

Blumen sind's zwar noch keine — bloß ein paar Palmkatzln, gelbe Haselnußbüschel und die ersten zartgrünen Blättlein, die sie beim Aufstieg gefunden hat. —

Heraußen vor dem Kirchlein ist heut ein hölzerner Stand errichtet, da hält ein grauhaariges, altes Mandl mit zitternder Stimme und wackligem Kopfe Rosenkränze und Medaillen feil. Auch Gebetbücher, Bilder und schön gemalte Porzellanfiguren, den heiligen Joseph darstellend, sind dort zu haben.

Die Susi tritt eilig heran und ersteht eine derselben.

Ein schämiges Rot huscht über ihre derben, schon etwas verblühten, aber doch wohlgeformten Züge, als sie das Geld dem Alten in die aufgehaltene runzlige Hand zählt, und ihre Finger beben leicht, wie sie dafür den in Seidenpapier sorglich eingewickelten Heiligen in Empfang nimmt.

Heimlich thut sie dabei das Gelöbnis, die kleine Statue daheim in ihrem Kämmerlein mit allen gebührenden Ehren aufzustellen und jeden Abend drei Vaterunser davor zu beten, so lange bis . . . . . nun ja — man kann ja nicht wissen, was geschieht . . . . . sind schon ganz andere Wunder geschehn . . . . .

Vor der Kapelle sitzen jetzt die Dirndlein beisammen im Gras und schwatzen und lachen laut und lustig.

Ihre Sacktüchlein haben sie vorsorglich über die Knie gebreitet und essen darauf, was sie sich mitgebracht haben. Ein tüchtiger Hunger hat sich bei allen eingestellt, denn der Weg war weit, steil der Aufstieg in der Morgenfrische und das lange andächtige Beten darauf . . . . . eine Stärkung war wahrlich am Platze.

Nur die Susi hat sich gar nichts mitgenommen. Am Stande wäre zwar auch ein Lebzelten, ein Glas Met oder Rosoli und eine Stranitzen mit Mandeln und Nonnenkräpflein zu haben gewesen, aber die Kreuzhofbäuerin nimmt es heut gar ernst mit ihrer Andacht und ist überhaupt der Meinung, zu einer richtigen, erfolgreichen Wallfahrt gehöre auch das Fasten und das Schweigen. Deshalb macht sie sich auch schon früh und zwar ganz allein wieder auf den Heimweg, unterwegs noch den Rosenkranz betend.

Dabei fühlt sie merkwürdigerweise weder Hunger noch Müdigkeit — so gestärkt hat sie das Gebet und die Hoffnung auf die sichere Hilfe des „heiligen Joseph“ — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

„Hast d' was g'sehng, drobn in der Stubn, bei der Bäuerin?“ fragt die Großmagd nach dem Mittagessen die Jungdirn.

„Was soll i g'sehng habn — nix hab' i g'sehng,“ eifert die Nandl, „was moanst d' denn nacha du . . so sag mir's halt“ . . . . . Dann leckt sie, um sich die Arbeit des Abspülens zu ersparen, den benutzten Blechlöffel nach allen Seiten hin fein säuberlich mit dem roten Zünglein ab und legt ihn in die Tischschublade . . . . .

„An heiligna Joseph hat unser Bäuerin drobn in ihrem Kammerl stehn und betn thuat s' davor alli Tag . . . . . mirkst d' jetzt was?“ so zischelt jetzt die Großmagd listig in des Jungdirndleins Ohr.

Und Nandl hat verstanden! . . . . .

Sie lacht mit dem ganzen, dicken, apfelroten Gesicht, daß die kleinen runden Äuglein fast völlig verschwinden und sich der etwas breit ausgefallene Mund weit wie ein Stadelthor öffnet, einen Zaun tadelloser, perlmutterblanker Zähnchen zeigend.

Dann kichert sie: „So — so . . . . ha, ha . . . . is aber wirkli zum Lacha so was . . . . . an alti Witib und no an Mon wolln . . . . . werd halt net viel helfn, dös Betn, so denk' i mir . . . . . Giebt ja junge saubere Madln grad gnua zum Heiratn . . . . . da kann halt der guate Heilige a nix macha“ . . . . . Der frommen Großmagd giebt es einen ordentlichen Riß vor Schrecken über die lästerliche Rede des Jungdirnleins.

„Mein Jessgas . . . . . wia kannst denn nur so daher redn? Is dös a a Glaubn? Und hast denn die vieln Taferln no net g'sehng . . . . . drobn in der Wallfahrtskapelln! Gar überall hat er no g'holfn . . . . . a jeder hat er no an Mon zuawi bracht, gar a jeder, wo si verlobt hat zum heiligna Joseph“ . . . . .

„O mein . . . . . geh weiter . . . . . i glaub's halt net! Und dö Taferln nacha, wo er net g'holfn hat . . . . . du . . . . . dö möcht' i sehng“ . . . . .

„Red do net gar so gotteslästerli daher, Nandl! Mir wern's derlebn, daß d' Bäuerin an Mon und mir wieda an Bauern krieagn . . . . . ja, ja . . . . . darfst d' mir's glaubn, so kimmt's“ . . . . . Und dann gehen beide schweigend wieder an die Arbeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Etliche Monate sind derweil vergangen — die Kreuzhofbäuerin ist noch immer Witwe! Getreulich hat sie ihr Verlöbnis mit den drei Vaterunsern gehalten und außerdem hat sie noch das Bildnis des Heiligen als freiwillige Zugabe täglich mit frischen Blumen geschmückt. Zuerst waren es Veilchen und Maiglöckchen gewesen, dann kamen rote Röslein und himmelblaue Vergißmeinnicht daran, später brennende Liebe, Geranienblüten, Nelken und milddufende Reseda . . . . . zuletzt lila Astern und grellgelbe Totenblumen vom Grabe des Bauern . . . . .

Nun war der Herbst ins Land gezogen und gar nichts Blühendes wollte sich mehr zum Schmucke für den Heiligen finden lassen.

Desto fleißiger verlegte sich aber die Susi aufs Beten. . . . . .

Eben steht sie wieder vor ihrem kleinen Altar.

Nach jedem Vaterunser zieht sie einen Bleistift aus der Tasche, steckt die Spitze in den Mund — damit er besser angeht — und macht auf die weiße Rückseite ihres Gebetbuches einen kleinen Strich. Dann seufzt sie dreimal recht tief auf, wie's in ihrer alten Hauspostille vorgeschrieben ist für die ganz schweren Herzenleider, und denkt dabei: „Wenn's jetzt nur a amol was helfn that!" . . . . .

Heute war die Kreuzhofbäuerin ganz besonders andächtig, denn sie glaubte bemerkt zu haben, daß ihr Gebet doch schon ein klein wenig etwas genützt habe. Ihr Nachbar nämlich . . . . . auch ein Witwer . . . . . hat schon einigemale recht freundlich zu ihr herüber geblinzelt . . . . .

Und auch seinen Gartenzaun hat er in voriger Woche erst frisch anstreichen und das Haus herunterweißen lassen. Das muß doch etwas zu bedeuten haben! Und die Susi glaubt auch zu wissen was . . . . .

Schön und jung war er ja gerade nicht — der Nachbar! . . . . . Einen kleinen Kropf und einen großen Buckel mußte man bei ihm schon mit in den Kauf nehmen. Aber die Susi, welche vom langen Warten schon ganz bescheiden geworden ist, denkt sich: „Geh weiter, was thuat's! Der Mensch kann auswendi recht schieach ausschaugn und innerli doch guat und holdseli sein" . . .

Und wahr ist es gewesen.

Der Nachbar war wirklich ein recht guter Mann — und einen guten Geschmack scheint er auch besessen zu haben, denn bald darauf verlobte er sich mit einem blutjungen, blitzsauberen Dorfmädl . . . . .

Wie diese Neuigkeit der Kreuzhofbäuerin zu Ohren kam, da kriegte sie plötzlich einen Kopf so rot wie ein schön gesottener Krebs.

In ihrer Wut stürzt sie unverzüglich hinauf in die Kammer, reißt die Figur des Heiligen herunter vom Postamente und wirft sie zornig hinaus zum Fenster.

„Wart a bißl, heiliger Joseph, jetzt wird's mir z' dumm. Net amol auf die Heilinga is mehr a Verlaß . . . . . so jetzt hast es . . . . . jetzt bist draus . . . . . und eini kimmst mir nimma!" . . . . .

Da thut's plötzlich vom Hofe herauf einen gellenden Schrei.

„Wart a bißl, heiliger Joseph, jetzt wird's mir z' dumm!"

Die Bäuerin wird vor Schrecken blaß wie die Kalkwand ihrer Kammer.

„Um Christi willn . . . . . was is denn jetzt g'schehng?" . . . . .

Weit hinaus lehnt sie sich und schaut durch das kleine Fenster hinunter in den Hof.

„O mein — dös Unglück!" . . . . .

Drunten steht ihr Knecht, der Lenzl, hält sich wimmernd den Kopf und das Blut rinnt ihm in Bächlein über das Gesicht . . . . .

Ein bayerischer Bauernschädel ist zwar ein hartes Ding — aber diesmal hat es doch ein Loch gegeben! Der Anprall der heftig herabgeschleuderten, zersplitternden Figur war zu stark gewesen. Die Susi eilt mit zitternden Füßen so rasch als möglich hinunter in den Hof, bringt frisches Wasser, taucht ihr weißes Tüchl hinein und wäscht damit das Blut aus der Wunde. Dabei jammert sie kläglich: „O mein . . . . . o mein . . . . . gelt recht weh thuat's! Thu dich halt tröstn, schau, i kann a nix dafür . . . . . wann a Unglück sein will, nacha g'schicht's halt, woaßt" . . . . .

Dann faßt sie den Lenz, der sie verwundert ob so viel Freundlichkeit wortlos und mit offenem Munde anstarrt, am Arme und führt ihn in seine Kammer neben dem Stall.

„So jetzt leg di derweil nieda . . . . . glei schick' i nachn Bada . . . . . willst vielleicht a Glasl Wasser . . . . . wo hast denn a G'schirr?"

Suchend wandern Susis Augen im kleinen Stüberl umher.

Wie armselig es hier ist!

Die enge niedere Kammer, ganz nahe am Stall, der Dunst . . . . . der Geruch . . . . . die vielen Fliegen! Und dann . . . . . o Gott . . . . . ein elendes Bett, ein Strohsack, eine alte Decke, ein hartes Kissen . . . . . so schlecht hat's ein Dienstbot . . . . . und der Lenz ist doch so ein braver und fleißiger Knecht! . . . . .

Als der Bader die Wunde verbunden und erklärt hat, daß eine Gefahr nicht bestünde und der Lenz in wenigen Tagen wieder heil sein werde, da fiel der Susi ein schwerer Stein vom Herzen.

In ihrer freudigen Dankbarkeit gegen das gnädige Geschick, kann sie sich gar nicht genug thun in liebevoller Aufmerksamkeit und sorgfältiger Pflege für den leidenden Knecht.

Ein großes, weiches Kissen, ein dick und vollge-

stopftes Federbett hat sie ihm gebracht und jeden Mittag eigenhändig „ein Hendl“ gebraten.

„A guate Bäuerin is 's halt doch,“ denkt der Lenz, „jetzt mirkt man's erst recht.“ . . . . .

Und die Susi hat zur nämlichen Stunde auch eine Bemerkung gemacht und zwar die, daß der Lenz mit seinem dunklen Krauskopf, den treuherzigen Augen, der kraftvollen und doch jugendlich geschmeidigen Gestalt doch ein recht sauberer Bursche sei. . . .

Noch recht oft hat sie bei ihm angefragt, ob ihm denn wirklich nichts mehr weh thue, und ganz leid war es ihr, als die Wunde nach wenigen Tagen schon völlig zugeheilt war

Noch recht gerne hätte sie die barmherzige Samariterin gespielt, aber der Lenz erklärte bestimmt: „Jetzt kann i wieder an d' Arbeit gehn. Was moanst d' denn, Bäuerin? A g'sunda Mensch kann do net am helliachtn Tag im Bett liegen bleibn und si füttern lassn wia a kranks Zeiserl. Na — na — dös kloane Nisserl in mein Kopf is ja gar net da Müah wert . . . . . I dank dir halt tausadmal für alles . . . . . so — und jetzt gehn i zum Dreschen.“ —

Und dann war er wirklich fortgegangen.

Die Bäuerin schaut ihm lange nach: „Wirkli a saubana Mensch — a richtige Bua . . . . . und brav und fleißi . . . . . a bißl talket scheint's is er . . . . . macht aber nix“ . . . . .

Der Winter vergeht und der Frühling zieht wieder ins Land.

Heiß strahlt die Maisonne herab auf Lenzls unbedecktes Haupt, als er gerade im Hofe stand und sich einen Geiselstecken zurechtschnitt.

Ab und zu fährt er mit dem blühweißen Hemdärmel über die schweißbedeckte Stirne, auf welcher eine große, blaurote Narbe die Stelle anzeigt, an der ihn einst Susis unbeabsichtigter Wurf getroffen hat.

Die Bäuerin tritt aus der Hausthüre, sieht sorgenvoll hinauf zum stahlblauen Himmel, an dessen Westrand schwarze, drohende Wolken sichtbar werden.

„Fahrst d' denn wirkli no furt, Lenzl? Gieb fein obacht . . . . . 's kimmt leicht a Wetta.“

„Thuat nix,“ sagt der Lenz, „is arg schwüli . . . . . a G'witter kunnt a Wohlthat sein!“ —

Richtig — jetzt zuckt auch schon ein heller Blitzschein hinter den Bergen auf und die dunkle Wolkenwand schiebt sich immer dräuender zusammen.

„Geh Lenz, bleib da . . . . . schau, der Wind kimmt a schon und ganz finster wird's,“ sagt die Bäuerin ängstlich.

Der Knecht schirrt schweigend die bereits angespannten Pferde wieder aus, bringt sie in den Stall zurück und zieht den Wagen in die Scheune.

„Siehgst es do, regna thuat's . . . . . an Tropfn hab i krieagt,“ schreit ganz glückselig die Susi auf.

Dann faßt sie den Lenz beim Ärmel: „So geh halt mit mir eini in d' Stubn, bis 's Dunnerwetta vorüba is“ . . . . .

Drinnen in der Stube steht ein großer, weiß gescheuerter Holztisch. Obgleich kein Staub und kein Schmutzfleck darauf zu erblicken ist, fährt die Bäuerin doch einigemale mit dem Schurzzipfel darüber und ebenso über die Holzbank.

„So — jetzt is 's ganz sauba . . . . . jetzt setz di her zu mir“ . . . . .

Der Lenz setzt sich schüchtern auf das alleräußerste Ende der Bank und schaut durchs kleine, mit Bleischeiben eingefaßte Fensterchen hinaus in die herankommenden Staubwirbel, welche eine weiße Schicht auf den grünen Blättern und roten Blüten der Nelken- und Geranienstöcke draußen vor dem Fensterbrett hinterlassen.

Ängstlich flattern die Tauben unter den braungetäfelten First und die jungen Obstbäumchen des Vorgartens biegen sich tief unter der heranbrausenden Windesbraut . . . . .

Eine ganze Weile lang ist es stille in der Stube . . . . . dann wischt sich die Susi mit der Hand über die Augen, als ob sie weinen wollte, und seufzt tief auf: „Traurig is halt do, so a Witib sein“ . . . . .

„Dös is wahr,“ sagt teilnahmsvoll der Lenz.

„Und no so jung sein dazua“ . . . . . jammert die Susi . . . . .

Darauf sagt der Lenz gar nichts.

Die Bäuerin muß jetzt plötzlich heftig und mehrmals niesen.

„Helf da Gott, das wahr is,“ schreit der Lenz

„Freut mi recht, daß du dös a findst,“ antwortet die Susi und lacht geschmeichelt für sich hin.

Der Lenz reißt Mund und Augen auf. Er weiß nicht recht, was gemeint ist, und ist deshalb lieber wieder mäuschenstill . . . . .

Draußen fällt jetzt der Regen in Strömen und ein feiner, sprühender Strahl wird vom Winde durchs Fenster hereingetrieben. Susi steht auf und will es schließen und neigt sich dabei ein wenig an Lenzls Schulter, der respektvoll und fast erschrocken zurückweicht.

„Thuat nix, Lenz, bleib nur sitzen“ . . . . .

Der Lenz schweigt und gähnt noch eine Viertelstunde so fort . . . . .

Als aber die Sonne mit hellen Strahlen durch die abziehenden Wolken blitzt und draußen auf den Halmen und Gräsern smaragdgrüne und rubinfarbene Funken erstehen läßt, da hält es ihn nicht länger mehr in der Stube; er erhebt sich von der Bank und will hinaus.

Die Bäuerin aber vertritt ihm hastig den Weg und, die Augen zu Boden schlagend, stößt sie die Worte hervor: „Bleib no a wengerl, Lenz, — i hätt' a Frag z' richtn an di! Hast d' denn koan Lust zum Heiratn?“ . . . . .

Der Lenz lacht laut auf.

„Wer . . . . . i . . . . . i g'wiß net“ . . . . .

Aus dem Gesichte der Bäuerin ist plötzlich jegliche Freundlichkeit geschwunden. Ihre Augen sprühen Zornesblitze, ihr Busen hebt sich stürmisch.

Der Knecht merkt bestürzt, daß er sie erzürnt haben muß . . . . . weiß aber nicht weshalb?

BLB Karlsruhe

Während er sich darüber den Kopf zerbricht, fährt Susi mit gewaltsamem Anlauf fort: „Schau mi an, Lenz, i ..... i hätt' schon Lust zum Heiratn ..... mir g'fallst d' a ganz guat, und wann d' mi magst, nacha kunntn mir zwoa a Paarl wern" .....

Jetzt ist die Reihe zornig zu werden an Lenz.

„Dös is aber a dumma Spaß," brummt er.

„Wieaso ..... dumm?"

„No, weil i bloß a Knecht bin und du a reichi Bäuerin."

Die Susi klopft dem Lenz neckisch mit gebogenem Zeigfinger auf die Stelle, wo sie den Sitz seines Gehirnes vermutet.

„Geh, Lenz, bist aber du dumm! Wenn i di heirat, nacha bist ja koan Knecht mehr, sondern a Bauer."

Das leuchtet dem Lenz ein, gleichwohl besinnt er sich noch.

Als sein zukünftiges Weiberl hat er sich bisher immer ein junges blitzsauberes Dirndl gedacht! Doch ein Blick auf die schmachtend und hocherglühend zu ihm aufsehende Susi verursacht ihm plötzlich ein eigentümliches, warmes Gefühl für sie und er denkt sich: „Na, na, schieach is d' Susi net ..... a no net alt ..... dös kunnt koan Mensch sagn! Und so viel guat is g'wen mit mir, dös is wahr! Und nacha dö Knödln und Nudln, dö's kocha kann ... dös guate Kraut ..... dös G'selchte ..... o mein ..... Jugnt und Schönheit vergeht, aba 's Essen schmeckt oan sein Lebtag lang, bald 's so guat is, wia d'Susi kocht" ....

„Juchhu ... jetzt g'hörst mein ..."

So legt er seine schwere Hand der Susi zum Einschlagen hin und spricht: „Nu also ..... mein lieabe Bäuerin, wenn's dein Ernst is ..... mir is a recht ..... i mag di schon" .....

Die Susi fallt dem Lenz gleich um den Hals und es wäre also alles so weit in Richtigkeit .....

Die Bäuerin hat aber noch ein kleines Töchterl gehabt, ein recht sauberes, flachshaariges Dirndl mit Augen so blau wie die Vergißmeinnichtln am Bach und Krauslockerln wie's leibhaftige Christkindl in der Krippe.

Droben in der Schlafkammer sitzt das Kind, schaukelt in seiner buntbemalten Holzwiege das „Dockerl" hin und her und singt mit leisem Stimmlein der Puppe ein Schlaflied.

Als die Mutter hastig hereintritt, legt sie die Fingerchen an die Lippen und macht: „St, St ..... ruhig sein, 's Dockerl macht heidi — heidi" .....

Die Susi aber in ihrer überströmenden Glückseligkeit nimmt heute keine Rücksicht auf den kostbaren Schlaf des Puppenkindes, sondern faßt ihr eigenes, blondes Roserl mit beiden Armen, halst und küßt die Kleine und fragt unter Lachen und Weinen: „Sag, Roserl, magst wieda an braven Vattern habn?" .....

„An braven Vattern ..... freili mag i oan ..... hast oan ..... wo is er denn?" fragt das Roserl.

Da geht die Susi eilig hinaus, und wie sie wieder hereintritt, führt sie den Lenz an der Hand gerade auf das verblüfft dareinschauende Kind zu. Das Roserl schaut den Knecht an ..... der Knecht schaut das Roserl an, dann packt er plötzlich das Kind, küßt es schmatzend auf sein rotes Kirschenmäulchen, und hebt es mit kräftigen Armen hoch in die Luft.

„Juchhu ..... jetzt g'hörst mein ..... a kloans Dirndl hab' i a schon ..... dös is aber g'scheit!" .....

Das Roserl aber strampelt mit den Füßlein und will wieder auf den Boden gestellt sein.

Es schaut gar nicht sehr erfreut aus und wischt sich mehreremale mit dem Ärmchen über den Mund,

„'s mag koani Bußln net ..... is a net dran g'wöhnt," sagt d'Susi ganz verschämt zur Entschuldigung. —

„Kimmt scho no später," lacht der Lenz und giebt jetzt auch der Bäuerin einen kräftigen Schmatz .....

„No, gar so dumm is er jetzt do nimma, Gott sei Dank," denkt befriedigt die Susi .....

— — — — — — — — — — — — — —

Schon nach wenigen Wochen wurde fröhliche Hochzeit gefeiert und an ihrem Ehrentage stellte die Bäuerin eine wunderschöne, nagelneue Statue des heiligen Joseph in ihrer Schlafkammer auf, die sie auch fürderhin täglich in dankbarer Verehrung mit Blumen schmücken will. „Denn," sagt sie, „übern heiligna Joseph, da lass' i nix mehr komma, dös is gar a mächtiga Helfa in der Not. Glei selber fliagt er die Leut' an die Schädln hin — wann's gar nimma anders sein kann!" .....

BLB Karlsruhe

In Tiefenteich.

Eine Erzählung aus dem Westrich.

Ein frischer Frühlingswind wehte durchs Thal. In langen, schmalen Streifen spannten sich weißliche Wolken über den Himmel, der Schnee war am Zergehen und überall sickerten Bächlein über die Wege.

Vor dem Einödhof in Tiefenteich stand Bärbel, die junge Frau; sie hielt die Hand vor die Augen und blinzelte gegen die Sonne. Sie sah ihrem Manne nach, der eben in den Wald gegangen war. Noch blinkte seine Axt zwischen den Stämmen, immer höher sah man ihren Schein, sie hörte noch hie und da einen dürren Ast unter seinen Tritten krachen, dann wurde es ganz still. Bärbel ließ die Hand von den Augen sinken und trat ins Haus. Wie kühl es doch war trotz des Sonnenscheins! Bärbel wickelte sich fester in ihr Wolltuch, als sie durch den zugigen Flur in die Küche trat. Hätte sie ihren Mann doch nicht ins Holz gelassen es war ihm so schlech heute morgen, und si wußte wohl, daß er sich die ganze Nacht herumgeworfen und im Schlaf gestöhnt hatte.

Auf dem Küchenherde brodelte und kochte es lustig. Die alte Eva, ihre Schwiegermutter, saß auf der Bank am Fenster und strickte. Der Wiege, die sie neben sich stehen hatte, gab sie von Zeit zu Zeit einen Stoß, und jedesmal rutschte ihr die Brille dabei herunter und jedesmal ließ sie ein paar Maschen fallen. Brummend und schimpfend schob sie sich die Brille immer wieder zurecht und angelte nach den gefallenen Maschen, aber die Wiege hielt sie trotzdem eifrig in Gang; sie sah gar nicht auf, als Bärbel hereintrat.

Sie konnte nicht anders, sie mußte die Kleine herausnehmen und herzhaft abküssen.

„Mutter, hätt' ich ihn nur nit fortgelasse," rief ihr diese zu, „'s is wüst kalt noch und rauh, und droben liegt noch viel Schnee, wenn er da rumsteige muß."

„Ach was," machte die Alte unwirsch, und sie war gerade in hartnäckigem Kampf mit der letzten heruntergefallenen Masche, „der is nit von Zucker! Meine Bube macht so was nix."

„Aber Mutter, er war schon in der Nacht krank."

„Wegen so was bleibt der nit da. Du wirst sehe, der Karl bringt eine große Last Holz mit, ich kenn' 'n ja. Ich weiß nit, wie ihr sind heutzutag, so ängstlich! Narreposse! Geh und schaff was, daß dir die Gedanke vergehe!"

Bärbel schüttelte den Kopf; sie war nicht beruhigt. Ihr Gesicht zeigte denselben unruhigen Ausdruck, als sie sich über die Wiege bückte und nach ihrem Kind sah. Da lag die Kleine, „'s Annache," die zwei Fäuste dicht an die Augen gepreßt, und schlief mit dunkelroten Backen.

„Mutter, gucken, wie lieb!" rief die junge Mutter. Sie konnte nicht anders, sie mußte die Kleine herausnehmen und herzhaft abküssen. Zuerst strampelte sie wohl und wollte anfangen zu weinen, doch als sie die Mutter sah, begann sie zu lachen und langte nach ihren braunen Kraushaaren.

„Warum kannst du das Kind nit schlafe lasse? Ich bin froh, wenn's Ruh' giebt, daß man schaffe kann, und du — du bist halt nit so wie mir; du denkst nur an dein' Mann und dein' Kinder und 's Schaffe geht so nebenher. Ja ja! Leg's wieder 'rein, jetzt kann ich's wieder einschläfre, so bist halt!" Bärbel senkte den Kopf. Die Mutter war auch gar zu hart, verlangte zu viel von ihr. Den ganzen Tag und die halbe Nacht arbeiten, das war sie nicht gewöhnt. „Sonst kommen mir nit durch!" war ihre stete Redensart. Sie hatte das doch nie von ihrem Mann gehört. Er war stets zufrieden mit allem, was sie that, er ließ ihr Zeit für die Kinder. Aber bei der Mutter: keine einzige Minute Ruhe, alles in Hast und Eile, stets auf den Beinen, oder stets etwas zu thun; es kam ihr gar nicht darauf an, die Kinder einen halben Tag allein zu lassen! „Das geht bei uns nit, mir haben kein' Zeit, uns vor die Kinder hinzusetze, meine sind auch groß worde —" so hatte sie sie oft von den Bettchen gejagt. O sie war barsch und hart, die Großmutter, wie gut und brav war ihr Mann dagegen! Bärbel schlich sich aus der Küche, ohne etwas zu erwidern, hinauf ins Giebelstübchen, das war immer ihr Zufluchtsort, wenn sie sich bedrückt fühlte.

Sie wußte ja, daß es die alte Eva nicht schlimm meinte, daß sie im Grunde die Kinder liebte und

sich um alle im Haus sorgte; aber Bärbel hatte das Gefühl, daß sie ihr als Schwiegertochter nicht recht war, daß sie ihr zu wenig arbeitete. Sie konnte das nicht, den ganzen Tag in der Erde wühlen oder im Stall schaffen und sich halb tot schleppen, sie war's auch nicht gewöhnt, und ihr Mann verlangte es gar nicht von ihr, wozu also? Wenn er nur schon da wäre, wenn's schon Mittag wäre! Bärbel kriegte auf einmal wieder Angst, wie sie oben in der Stube am Fenster stand und in das einsame Thal blickte. Nichts rührte sich, nur in der Ferne schlug einmal ein Hund an. Der Frührauch stieg aus den zerstreuten Höfen auf, und wenn der Wind stärker blies, trug er das ferne Rauschen des Baches her. Breit lagerte der Wald vor ihr, und von der Anhöhe blitzte das Kreuz der Dorfkirche.

Bärbel hielt plötzlich das Fensterkreuz fest, sie wurde weiß bis in die Lippen. Mit einem Satz flog sie die Treppe hinunter, schreiend: „Mutter, Mutter, der Karl kommt wieder! 's is ihm was, 's Gräfe Peter führt 'n! Herrgott! Herrgott! ich hab's gewißt! Hätt' ich 'n nit fortgelaßt!" Jammernd ließ sie sich auf einen Stuhl fallen. „Ja so is nix," fuhr die Alte auf, „so is 'm Karl nit geholfe, wenn du greinst! Richt sein Bett her, ich will sehe, 's wird nit so arg sein."

So schnell sie humpeln konnte, humpelte sie unter die Hausthüre, immer noch mit der Brille auf der Nase und dem Strickzeug in der Hand.

Richtig, da kam der Karl über den Wiesenweg daher und 's Gräfe Peter mußte ihn halten, so taumelte er, gerade wie wenn er einen Rausch hätte! Einen Augenblick stand ihr Herz still, aber dann riß sie sich in die Höhe. Mußte es denn so schlimm sein? Wenn sie's auch machte wie Bärbel! Sie hatte schon mehr erlebt als das, und andere Sachen! War ihr doch der Mann gestorben und hatte ihr neun Kinder zurückgelassen, da gab's wohl Sorgen und Kummer genug durchzumachen.

„Was is, Karl? Was is?" rief sie den beiden entgegen. Aber Karl gab ihr keine Antwort. Er schlenkerte vorwärts, das Kinn hing auf die Brust und die Augen hatte er halb geschlossen.

„Karl, was is, so red doch!" Sie nahm ihn beim Arm, aber er blinzelte nur, versuchte zu reden und brachte keinen Laut heraus.

„Den hot's! Den bringen Ehr nimmi uff die Been!" grinste Peter, „aber helf'n, er werd so schwer, ich kann 'n nit nuffbringe iwer die Steeg; guck, do leit er! Jo, jo. Was porzle soll, des porzelt doch!" Das war Peters Leibspruch. Da stand er nun, der Halbblöde, und sah stier auf Karl, der mitten auf der Treppe lag und sich nimmer rührte.

Die alte Eva schrie nicht auf, sie weinte auch nicht. Kein Ton kam aus ihrer Kehle. Sie deutete nur auf Karls Füße.

„Pack 'n und heb 'n langsam," rief sie Peter zu. Sie faßte ihren Sohn am Kopf, und langsam trugen sie ihn ins Zimmer. Bärbel sah starr, mit großen, weit aufgerissenen Augen nach den dreien, sie war unfähig sich zu rühren. „Bärbel, mach, deck 's Bett auf, und den Kopf jetzt nicht verlore, 's is noch lang nit alles verspielt!" Bärbel starrte die Mutter immer noch an, dann erst that sie fast willenlos, wie ihr geheißen. Erst als ihr Mann im Bett lag und sie nicht mehr kannte, die Augen geschlossen hielt und eine furchtbare Hitze von seinem Körper ausging, brach sie in Thränen und Jammern aus. Sie hielt ihn mit beiden Armen, sie bettete seinen Kopf an ihre Brust, sie betete und weinte; „Peter," schrie sie, „Peter lauf nach 'm Doktor, lauf, was du kannst, der Karl stirbt!"

Peter scharrte ein weniges mit den Füßen auf dem sandbestreuten Boden, wo er die ganze Zeit dumm lachend auf einem Fleck gestanden hatte: „Ich kann nit, Bärbel, jo, ich kann nit. Ich muß doch wieder enuff, de Berg enuff, Holz hole, sie schennen sunscht, der Borgemeeschter schennt, Ehr wisse schunn."

„Peter, wenn er doch stirbt! So lauf doch fort! Niemand zankt dich!"

„O jo! Ehr wissen's nit, die schennen m'r de Buckl voll!" und sofort trat er auch den Rückzug an, während sich Bärbel laut jammernd über ihren Mann beugte.

„Grein nit alsfort, ich hol' den Doktor! Ich lauf', was ich kann, hol du Wasser und mach Überschläg, er hat 's Fieber! Schnell, Bärbel, und streck dich! Streck dich, Bärbel, es is nit alles aus!" Das war immer ihr Spruch, wenn Bärbel ratlos und verzagt war.

Und das war sie jetzt! Wenn Karl stirbt! Sie hat ja niemanden auf der Welt als ihn, keine Verwandten, keine Freunde. O, er darf ihr nicht sterben! Sie kniet nieder neben ihm, sie streichelt ihn. Wie heiß er ist! Sie ruft seinen Namen, — nichts, nichts, nichts! Umschlag auf Umschlag legt sie auf seinen fieberheißen Kopf, und er bleibt liegen ohne Bewußtsein. Durch das geöffnete Fenster dringt der Duft der Veilchen aus dem Hausgarten, aus dem nahen Wald tönt eine zage Vogelstimme, der Frühling kommt ins Thal, und ihr Mann liegt da herinnen wie tot!

Ihr kleines Bübchen kommt ins Zimmer gekrochen und schaut mit verwunderten, neugierigen Augen nach dem Vater. „Dada da?" machte er erstaunt. „Dada laft." Sie beruhigte das Kind, nahm es auf den Arm und trug es fort, sie konnte das Geplauder des Kleinen nicht ertragen. Wenn nur der Doktor käme! Ruhelos trieb es sie von Fenster zu Fenster, von der Küche in die Stube, vors Haus, den Pfad hinunter, ihnen entgegen — endlich! endlich sieht sie die beiden die Anhöhe herunterkommen, eifrig plaudernd, man sieht der Mutter gar nicht an, daß ein Schwerkrankes im Haus liegt. Wie sie nur so sein kann! Karl war doch auch ihr Sohn, und sie hatte ihn sogar am liebsten.

„Eine schwere Lungenentzündung," hatte der Doktor herinnen in der Stube zu Bärbel gesagt, aber draußen zur Alten allein: „Er wird's kaum durchmachen. Ihr seid eine resolute Frau, Euch sag' ich's, aber der Bärbel nicht, die dauert mich."

BLB Karlsruhe

„Eine schwere Lungenentzündung.“ Bärbel saß die ganze Nacht vor Karls Bett. Er macht's nicht durch, er wird nimmer! das war ihr einziger Gedanke. Sie hatte es auch gleich zu Eva gesagt.

„Schäm dich und denk an unsern lieben Herrgott!“ hatte ihr die Mutter erwidert. Kein Wort der Ermunterung oder der Teilnahme oder des Trostes gab sie ihr. Bei ihr ging alles an der Schnur weiter. Sie kochte, sie besorgte das Vieh, sie sah nach den Kindern, nichts fehlte. „Ja Mutter, könnt Ihr denn das?“ fragte Bärbel.

„Is ihm geholfe, wenn alles liege bleibt?“ fragte sie entgegen, „des will besorgt werde und verlangt sein' Sach, ob der Karl gesund is oder krank.“

War die Mutter wirklich so hart oder machte sie sich nur so? Oder konnte sie nicht anders? Ein wirklich gutes Wort hat sie von ihr noch nie gehört, sie traut sich auch ihr gegenüber nimmer heraus mit ihren Thränen und ihrem Kummer. Erst in der Nacht, wie die Alte schläft, schreit sie ihre Verzweiflung hinaus. Sie kann's jetzt, die Mutter hört's nicht, und Karl hört's nicht, und sie muß schreien, sonst drückt's ihr das Herz ab.

Gegen zwei Uhr morgens schlägt Karl auf einmal die Augen auf und kennt sie. Draußen rüttelt der Frühlingswind an den Läden und singt sein Erlösungslied über das Thal hin, der Bach rauscht und die Bäume schwanken. Karl tastet nach ihrer Hand, er beginnt zu reden, leise und mühsam.

„Bärbel, nit greinen, es is halt so jetzt, — ich seh's, ich muß weiter.“

„Karl, Karl, bleib da, ich kann nit lebe sonst, bleib da —“

„Ich spür's, Bärbel, es geht nit, — ich muß fort.“

„Karl, ach Gott! sag des nit! Du mußt wieder gut werde, du wirst wieder gut, ich thu' alles.“ —

„Ich möcht' wohl, Bärbel, aber es geht nit — do drin is zu arg,“ er deutete auf seine Brust, „ich kenn's des, aber desmal wird's nimmer.“

„Laß mich nit allein, Karl, ich hab' ja nur dich!“

„Ich wollt' ja so gern bleibe! Ich hab' dich ja so gern und die Kinder, ich hab' so gern für euch geschafft, und ich leb' gern —“

„Bleib bei uns —“

„Sei still, Bärbel, und mach mir's nit noch schwerer. 's is mir nit zu helfe mehr. Schicken nach 'm Pfarrer, — aber, Bärbel, zuerst muß ich mit dir rede. Du sollst nit allein sein und nit verlasse, du nit und die Kinder und die Mutter nit. Du mußt mein Bruder heirate, den Hansjörg.“

Bärbel sprang auf vor Schrecken, sie hörte plötzlich zu weinen auf.

„Karl, du phantasierst, was sagst, dein Bruder? Den Hansjörg?“

„Mein Bruder, ich will's habe, ja Bärbel.“

„Ach lieber Gott, sag doch so was nit, red nit davon, du bleibst da, nein! nein! Du stirbst nit, du darfst nit sterbe — !“

„Bärbel, du mußt mir's verspreche, daß du den Hansjörg heirate thust, ihr bleiben all' beisamme, die Kinder, die Mutter und du und schaffen mit'nanner.“

„Du mußt mein Bruder heirate, den Hansjörg.“

„Karl, ich kann ja nit! Nein! Nein! Der Hansjörg is so grob.“

„Der Hansjörg is nit grob, er is nur rauh, wie die Mutter, er meint's gut.“

„Ich kann nit, ich kann nit.“

„Der Hansjörg hat dich schon gern gehabt vor meiner.“

„Vor deiner?“ — Ich — ich — hab' nie was gemerkt. Alles, was d' willst, Karl, verlang, nur nit, daß ich den Hansjörg heirat' —“

„Du mußt heirate und das gleich. Du kannst das Anwese nit allein führe, ohne Mann, geh, mach mir's nit so schwer, laß mich ruhig sterbe! Nachher is gesorgt für euch all. Thu's meine Kinder zu lieb, du folgst, gelt? 's wär' 's erst' Mal, daß du's nit thust. Du willigst ein, gelt, Bärbel? Geb mir dein' Hand. Besser den Hansjörg, wie en Fremde.“ Er streckte ihr seine fieberheiße, zittrige Hand entgegen, und willenlos, vom Schluchzen geschüttelt, legte sie die ihrige hinein.

Er seufzte tief auf. „So jetzt is mir leichter, ruf die Mutter, und bring die Kinder, daß ich sie noch seh' —“

In der Frühe kam der Pfarrer, und Karl konnte noch beichten, dann verfiel er wieder in Phantasien und bis gegen Mittag war er tot.

* * *

Eva und Hansjörg waren fortgegangen, um im Ort droben verschiedenes für das Begräbnis einzukaufen. Gleich den Tag nach Karls Tode war Hans-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

jörg gekommen, Bärbel hatte aber kaum ein paar Worte mit ihm gesprochen. Nun saß sie allein in dem einsamen Hause. Der Regen fiel dicht, graue Nebel hielten die Berge umspannt, der Wind blies kalt durch die Fensterritzen, drunten schlug und knarrte das Scheunenthor. Bärbel schauerte durch und durch, ihr Herz war voll zum Zerspringen. Aber seit Karl tot war, hatte sie keinen Ton, keine Klage herausgebracht, keine Thräne geweint. Es war alles wie erstorben in ihr, und doch brannte es drinnen und verzehrte sie. Wenn sie daran dachte, wie Hansjörg kam! Wie er vor ihr stand, befangen, täppisch und immerfort seine Kappe herumdrehte, bis er ihr endlich die Hand gab!

„Du willst also, und der Karl hat's gewollt, und ich will auch. Ich will wie der Vater für die Kinder sorge; ich will glei anfange Krummbeere zu setze, 's is Zeit," das war seine Begrüßung. Jetzt dachte er ans Kartoffelsetzen, jetzt, wo sein Bruder im Sarg lag! Und mit dem Mann mußte sie leben! Er war freilich wie die Mutter. Die hatte auch angefangen zu kochen und überall nachgesehen, damit nichts verdürbe! Wozu denn? Karl war doch tot! Aber weder von Hansjörg, noch von der Mutter hörte sie klagen oder weinen. Daß Hansjörg allein bei Karl war und seine kalte Hand in die seine nahm, wie wenn er ihm was versprechen wollte, wußte sie nicht, auch nicht, daß er ihn immer wieder anschaute, ordentlich flehentlich, bis er ihn nimmer sah vor Thränen! Ihr sagte er ja nichts. Wie zwei fremde Menschen waren sie zu ihr, er und die Mutter. Und das sollte nun immer so fort gehen! Sie mußte ja alles in sich verschließen, alles verschweigen, wie konnte sie je eine Bitte an Hansjörg richten, ihm etwas anvertrauen! Sie zitterte, wenn sie nur den rauhen polternden Ton seiner Stimme hörte, wenn sie sich ihn vorstellte mit den starren, braunen Haaren, die widerspenstig nach allen Seiten strebten, Hansjörg, ihr Mann!

„Karl, was hast du mir gethan!" schrie sie plötzlich auf. Sie konnte nimmer still sitzen oben im Giebelzimmer bei den schlafenden Kindern, sie lief wie gejagt die Treppe hinunter.

„Karl, Karl!" schrie sie auf, und da kamen endlich die Thränen. Es trieb sie in das Totenzimmer, an den Sarg ihres Mannes. Wie still und friedlich er lag, die guten, blauen Augen zu, wie schlafend. Es konnte ja nicht sein!

„Karl," schrie sie, „es darf nit sein, du darfst nit tot sein, hör mich! Ich hab' ja kein' Mensche auf der weite Welt zum Klage, hör mich doch! Ich kann ja nit weiter lebe. Hör mich doch! Hör mich doch!" Sie neigte sich über ihn, sie sah seine blauen Lippen, sie faßte seine Hand, wollte sie küssen, aber die Todeskälte, die von seinen starren Fingern ausging, machte sie schauern bis ins Innerste. Es war ihr, als hielte der Tote sie fest, und sie floh mit einem Aufschrei die Stiege hinauf, verriegelte hinter sich die Thüre, stürzte keuchend an die Bettchen der Kinder und preßte sie an sich. Das war Leben, sie hatte das Grauen des Todes gefühlt bis ins innerste Mark. Karl war jetzt tot für sie, jetzt gestorben, und es kam eine wehe Resignation über sie, die sie vor das Kreuz trieb und ihre Hände faltete. Es war ihr erstes Gebet nach dem Tod ihres Mannes.

* * *

Das Begräbnis war vorüber. Bärbel und Eva standen sich wortlos gegenüber in der öden Stube. Bärbel war todmüde, zerschlagen am ganzen Körper, hatte sie doch ganze Nächte kein Auge zugethan. Die alte Eva band langsam ihr kleines, schwarzes Spitzentuch ab, knüpfte ihr seidenes Halstuch auf, legte die Handschuhe zusammen und ging müde ins Schlafzimmer. Als sie herauskam, saß Bärbel auf einem Stuhl in der Ecke und stierte an den Boden. Die Alte legte ihr die Hand auf die Schultern: „Alloh, mein Mäd, zieh dich aus. Der Karl is tot, aber 's Lebe' geht weiter. Streck dich, Bärbel, streck dich! Mir müssen schaffe, mir hen kein' Zeit zum Rumsitze; 's is so gut schön Wetter, komm, mir grabe den Garte um. Tummel dich, der Hansjörg kommt auch und zackert dein Feld, es muß alles in Ordnung weiter gehe."

„Der Hansjörg zackert mein Feld? Heut?"

„Ja warum nit? Soll'n mir hinsitze und greine? 's bestellt sich nix von selber. Du wirst's nit inne werden, daß du Witfrau bist, der Hansjörg macht alles. Gelt, da hast du noch nit d'ran gedenkt? Wie wär's denn, wenn mir den nit hätt'n? Du und ich und die Kinder? Also kumm! Mir nehmen die Kinder mit und fangen als fleißig an." —

Bärbel grub und grub im Garten und verschluckte ihre heißen Thränen. Bei jedem Spatenstich war's ihr, als grabe sie das Grab ihres Mannes, als schütte sie Erde auf ihn und decke ihn zu, daß er nie wieder zu ihr kommen könne. Neben ihr arbeitete Eva und im Schatten unterm Apfelbaum stand das Wägelchen mit den Kindern. Ein wenig weiter den Hügel hinauf ackerte Hansjörg das Feld um. Es hatte Bärbel weh gethan, wie er die Kühe angeschirrt hatte, wie seine, und im Stall hantiert, wie wenn alles ihm gehörte; er hatte gleich angefangen, ohne zu fragen, ohne ein Wort zu Bärbel zu sagen.

„Er packt gleich an," sagte die alte Eva stolz, „er is jetzt der Mann." Und als Bärbel nichts darauf erwiderte, fuhr sie eifriger fort: „Ihr müsse bald heirate, in drei, vier Woche, der Karl hat's so angeordiniert, er hat mir's extra nochmal auf die Seel gebunde, daß ihr gleich heirat'n." Bärbel sagte wieder kein Wort darauf, aber das Leid wollte ihr schier das Herz abdrücken.

Die Sonne schien schön warm, ein zarter, grüner Schimmer zog sich über den Buchenwald, Vogelstimmen kamen aus den Büschen und die Himmelsschlüssel blühten an den Abhängen. „'s werd Frühjahr und du mußt die traurige Gedanke vergesse," sagte die Alte zu Bärbel. Bärbel aber schüttelte den Kopf. Im nahen Dickicht schrie ein Käuzchen sein wehmütiges „Komm mit, komm mit." „Hören Ihr's, Mutter? Komm mit! komm mit! O lieber heut

wie morge! Ich will nit lebe, ich will kein' Hochzeit, ich will kein Frühjahr, nein, nein!" rief Bärbel aus.

„Und dein' Kinder? Bärbel, Bärbel, versündig dich nit! Denk an unsern lieben Herrgott! Ich bin alt und hab' viel durchgemacht, du redst auch noch anderst, des is halt jetzt so. Er war auch mein Kind, und ich hab' 'n schwer verlore, aber denk du auch an dein' Kinder! Bärbel, Bärbel, streck' dich!" —

Ein paar Wochen danach war Hochzeit in Tiefenteich. Eine kleine, stille Hochzeit, und dann ging alles seinen Gang weiter wie früher, als Karl lebte. Nur daß an seinem Platz Hansjörg saß und daß Karls Kleider im Schrank zusammengerückt und Hansjörgs Kleider dazugehängt wurden.

Hansjörg arbeitete unermüdlich, zu Hause, auf dem Feld, im Taglohn, bis spät am Abend und am frühen Morgen. Die alte Eva sah ihm immer mit Stolz nach. „Er schafft mehr wie der Karl," sagte sie, „mehr wie die meiste, er schafft für zwei." Bärbel hatte noch kein rohes und rauhes Wort von ihm gehört. Manchmal wollte ihm ein Fluch herausfahren, dann klemmte er aber die Pfeife fest zwischen die Zähne und verschluckte ihn. Manchmal polterte er in der Küche mit seiner Mutter, war aber gleich still, wenn Bärbel kam. Daß er mit Eva zankte, weil sie oft barsch mit Bärbel war, wußte sie freilich nicht.

„Du schreckst sie ganz in sich," pflegte er zu sagen, „sie red't ja gar nix mehr, laß sie gehn, sie wird wieder anderst." Er ließ Bärbel ganz gewähren. Er trieb sie zu keiner Arbeit, er schrieb ihr nichts vor; er fuhr sie nicht einmal an, wenn er sie weinend fand. Nur die vielen Gänge nach dem Kirchhof verbot er ihr. „Mir Bauern haben zu thun, mir können unter der Woch' nit fort, greif tapper zu, Bärbel," sagte er.

Die Kinder hingen an ihm wie an ihrem Vater, besonders das Bübchen saß stundenlang bei ihm und lief ihm überall nach. Von der ersten Stunde an nannte es ihn „Dada" und so blieb's. Bärbel gewöhnte sich schwer daran, und es that ihr weh, daß der Kleine seinen Vater so bald vergaß. Es war ihr sogar eine Ursache zu neuem Groll gegen Hansjörg, daß die Kinder ihn so gern hatten, daß er stundenlang mit ihnen spielte, und daß sie bei ihm lustig waren und scherzten und sich immer mehr von der ernsten, traurigen Mutter abwendeten.

„Die werden bald Vater und Mutter vergessen haben!" sagte sie eines Abends zu ihm, als er wieder mit den Kleinen spielte.

Er sah sie fest an, mit zornigen Augen. Sie kriegte einen ordentlichen Schreck. Genau solche Augen machte Karl, wenn er zornig war, das waren Karls Augen!

„Willst du das den Kindern auch noch nehmen?" fragte er sie, „is nit genug, daß —" das übrige unterdrückte er mit einem Fluche, klemmte die Pfeife zwischen die Zähne und ging hinaus, die Thüre hinter sich zuschlagend.

Seine Mutter hatte alles mit angehört. „Bärbel," sagte sie, „des geht nit so weiter. Du bist wüst mit 'm Hansjörg, du verbitterst ihm alles. Er beklagt sich zwar nie, mit kei'm Wort, aber ich merk's, wie weh's ihm thut. Und er schafft und schafft doch und hat die Sorge, du fragst 'n nit einmal —"

„Er hat sich gut in unser' Sach' gesetzt," unterbrach sie Bärbel, „sein Lebtag wär's ihm nit so leicht geworde."

„So, Bärbel? Jetzt will aber ich mit dir was rede! Er hat mir's streng verbote, der Hansjörg, jetzt sag' ich's aber doch, weil's sein muß. Du hast nit geguckt und hast nit gefragt, wie der Karl is gestorbe, ei wie steht's mit unserm Sach', wie haben mir gehaust und dergleiche? Du hast nie aufgepaßt, wenn mir drüber geredt haben, oder wenn gerechnet is worde, es war dir gleich. Ich will nit schelte auf den Karl, aber ihr habt schlecht gehaust, schlecht gespart; du bist kein' Schaffere, du bist nit dran gewöhnt, vom Diene bei den Herrschaften her, des weiß ich. Mir Leut' im Westrich müssen hart schaffe und dürfen wenig schlafe und müssen billig esse, des habt ihr nit gethan. Mich hat's oft gedrückt und hat mich rumgetriebe, ich hab' ja gesehe, wo des 'nausführt. Und mit 'm Karl hab' ich geredt und wollte auch mit dir rede, aber er hat's nit gelitte. Laß sie gehe, hat er gesagt, sie is es nit anders gewöhnt. Aber er hat dir nix Gutes gethan damit. In vier, fünf Jahr' wär'n ihr kaput gewest. Wie viel Nächt' hab' ich nit geschlafe und hab' als drüber nachgedenkt und hab' unsern Herrgott angefleht, er soll dir ein Einsehn mache! Ich hab' als drum rumgeredt, aber du hast's nit verstande, du hast überhaupt nix von mir höre wolle, ich war die grob' Mutter und der Hansjörg der grob' Hansjörg. Mir sind rauh, des is wahr, aber gemeint is es gut. Es is ja ein Unglück, daß der Karl is gestorbe, aber so groß, als man meinen soll, is es nit! Euch wär's noch arg schlecht gange, und daß es jetzt gut geht, da dran is der Hansjörg schuld. Mein' liebe Bärbel, was verstehst du! Er hat sich eingesetzt! Schulde hat er bezahlt, Schulde mit den paar sauere Grosche, die er sich verdient hat, schaffe thut er sich blutig für dich und mich und die Kinder, er gönnt sich kein' Ruh', und du bist so mit 'm! Des is nit recht, Bärbel, 's Herz blut' mir als, wenn ich seh', wie du mit 'm umgehst!"

Bärbel stand die ganze Zeit mit gesenktem Kopf vor der Alten und nestelte an ihrem Schürzenband. Sie sah auch nicht auf, als die Alte fertig war, ihre Lippen zitterten und sie brachte fast nicht heraus, was sie sagen wollte. „Des hab' ich nit gewußt, Mutter! Ich hab' groß Unrecht gethan, ich will's wieder gut mache, wenn ich kann, ich — ich — kann halt den Karl nit vergesse," und dabei fing sie wieder zu weinen an, „ich will's ja gut mache, Mutter, aber lassen mir Zeit und reden jetzt nimmer davon!"

Die Mutter sagte nichts wie: „'s is recht, Bärbel, wenn 's einsiehst, da wird's auch anderst werde!"

BLB Karlsruhe

Bärbel ging traurig aus der Küche und stieg wieder ins Giebelzimmer, ihren Zufluchtsort. Da stand sie am Fenster und sah übers Thal weg nach dem Friedhof und sehnte sich nach Karl. Wenn er ihr jetzt hätte helfen, raten können! Was hatte sie alles hören müssen! Sie hatte ja blind dahingelebt bis jetzt, mit Karl nicht als seine Frau, mit Hansjörg nicht als seine Frau. Die Lasten, die Sorgen, den Kummer ließ sie ihnen allein zu tragen. Keiner hatte ihr je ein Wort gesagt, aber die Mutter mußte es. Sie half ihnen, sie trug den Kummer mit; was wohl Hansjörg von ihr dachte! Karl hatte ihm eine schwere Last aufgebürdet, und er hatte sie freudig auf die Schultern genommen und trug sie ohne Murren weiter. Und wie lohnte sie's! Er hatte wahrlich noch kein gutes Wort von ihr gehört, noch kein heiteres Gesicht gesehen. Und er arbeitete so fort, still, treu und tapfer. Und sie häufte in ihrem Herzen Anklagen auf Anklagen, seine Sparsamkeit, seine Wortkargheit, sein Heimlichthun, auch seine Liebe zu den Kindern, alles wurde zum Vorwurf. Er wollte Karl aus ihrem Herzen verdrängen, er ließ sie nicht auf den Friedhof, er zog die Kinder an sich, er sprach nie von ihm. Er saß auf seinem Platz, aß aus seinem Teller mit seinem Löffel — all das hatte ihren Groll gegen ihn vermehrt — und jetzt! Wie anders sah sie jetzt alles an! Sie war eine schlechte Frau gewesen, eine schlechte Tochter und eine schlechte Mutter. Eva hatte recht, es mußte anders werden, so ging's nicht weiter.

Hansjörg war zusammengezuckt, als sie ihm die Hand auf die Schulter legte.

Sie strich sich mit beiden Händen die Haare glatt vor dem kleinen Spiegel und nickte sich bekräftigend zu. „Streck dich, Bärbel!" sprach sie zu sich, und zum erstenmal nach ihres Mannes Tod war ihr freier zu Mut.

* * *

Hansjörg hatte im Garten ein paar Blumenpflänzchen eingesetzt und betrachtete sich die neuen Rosenstöcke. Bärbel hatte einmal geäußert, zufällig nur, daß sie weiße Rosen gern habe, ein paar Tage darauf brachte er zwei Stöcke, die nun prächtig kamen. Neben ihm grub das kleine Bübchen und baute mit Sand und Steinen Burgen. Eva arbeitete im Gemüsegarten und hütete dabei „'s Annache." Die Kleine hatte alle Bettchen abgestrampelt und zappelte vor Vergnügen mit den dicken Beinchen und krähte lustig dazu. Der Maiabend war warm und still und es begann zu dunkeln. Über die Wiesen und den Bach zogen sich schon dünne Nebelstreifen, vom Wald her kam der würzige Geruch der jungen Tannenschößlinge und des frischen Laubes, die Bäume im Gärtchen waren am Aufblühen, vom Dorf her klang die Gebetglocke.

Bärbel stand eine Zeitlang unter der Hausthüre und sah den beiden zu, dann ging sie zu Hansjörg und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hansjörg," sagte sie, „ich hab' dir groß Unrecht gethan, trag mir's nicht nach. Ich will gewiß anders werden, du sollst nit zu klage habe über mich, — ich weiß 's auch jetzt, was du alles für uns gethan hast."

Hansjörg war zusammengezuckt, als sie ihm die Hand auf die Schulter legte, dann blieb er aber ruhig stehen und hielt den Rosenzweig fest, den er eben in der Hand hielt.

„Ich thu' nur mein' Pflicht, Bärbel, ich thu's für dem Karl sein' Kinder, das muß sein."

„Du thust mehr als dein' Pflicht, Hansjörg, du thust auch was für mich, und ich vergelt's dir so schlecht, ich schäm' mich ja vor dir, aber ich versprech' dir's, 's wird anderst."

„'s is recht, Bärbel, wenn's anderst wird!"

„Ich geb' dir mein' Hand drauf," und sie reichte ihm die Hand hin.

Er nahm sie und drückte sie fest, und wie er sie dann ansah, war's ihr, als schaue sie Karl an.

„Du bist mir nit bös?" fragte sie schüchtern.

„Narreposse, dummi Mäd!" machte er grob. Diesmal lachte Bärbel aber bei seiner Grobheit, jetzt wußte sie, daß es nicht schlimm gemeint war.

„Komm mit zum Esse!" sagte sie. Es war das erste Mal, daß sie ihn zum Essen holte, und das erste Mal, daß sie miteinander ins Haus gingen.

Von da an wurde es besser. Bärbel gab sich alle Mühe; wenn sie auch die harte Arbeit nicht gewöhnt war, es ging doch mit der Zeit, sie hatte einen eisernen Willen und sie wollte alles wieder gut machen. Sie schämte sich vor Hansjörg. So oft sie ihn arbeiten sah bis tief in die Nacht und am frühen Morgen, gab's ihr einen Stich. „Er thut's

für dich, er muß deine Schulden bezahlen, er macht sich todmüd, damit du nicht zu schwer arbeiten mußt!" Er räumte ihr auch alle harte Arbeit aus dem Wege; er wollte, sie solle nicht so sparen und besser kochen. Denn Bärbel hatte angefangen zu sparen, wo sie nur konnte. Sie gönnte sich nichts mehr; es war ihr, als esse sie es Hansjörg weg, als sei es ihre Pflicht, ihm das Gute zuzuschieben; sie hob ihm alles auf, und wenn er heimkam von der Arbeit, bekam er immer etwas Extragekochtes für sich. Er rückte es immer stillschweigend ihr zu, und sie wieder ihm und so machten sie fort, bis Hansjörg grob wurde. Sie fürchtete aber seine Grobheit nimmer, sie wußte zu gut, was er darunter versteckte. Gewöhnlich machte sie's wie er und wurde auch grob, und zuletzt aßen sie's immer zusammen. Die alte Eva fuhr sie dann mit ihrem bärbeißigsten Gesicht an: „Schämen Euch! Immer streite! Ich will nimmer zugucke!" und ging aus der Küche, draußen schmunzelte sie aber. Es ging ja alles gut, Gott sei Dank! Bärbel war eine fleißige Arbeiterin geworden, sie trieb sogar die andern zur Arbeit an, sie saß keine halbe Stunde ruhig, gleich trieb sie's wieder in die Höhe. Freilich hatte sie Karl noch nicht vergessen, aber es gab so viel Arbeit, daß sie gar nicht Zeit hatte, daran zu denken. Abends war sie todmüde und fiel gleich in Schlaf und morgens ging's wieder an mit Schaffen in Stall und Feld. Nur unter Tags manchmal, wenn sie Hansjörg so stehen sah, mußte sie an Karl denken. Er glich ihm in so vielem. Seine Augen waren so gut und blau wie Karls Augen, auch in seinem Wesen hatte er viel von ihm, nur war er rauher, gröber, verschlossener. Sie hatte immer noch Scheu und traute sich nicht recht, sich auszusprechen bei ihm. Wollte sie je einmal anfangen von ihren Verhältnissen und dergleichen, ging Hansjörg gleich aus der Stube, oder er dampfte so, daß ein ganz dicker Nebel um ihn war, aber Antwort bekam sie keine. — So war die Heuernte gekommen Die Sonne brannte vom Himmel, was sie nur brennen konnte, das Thal dampfte ordentlich. Eva, Bärbel und Hansjörg waren draußen bei der Heuernte. Die zwei Frauen wendeten am oberen Ende der Wiese, Hansjörg am unteren. Bärbel blickte ein paarmal besorgt zum Himmel auf; über dem Dorfe und den Bergen lag dickes, grauschwarzes Gewölk, das langsam näher rückte. Sie bekam eine ordentliche Angst. Wenn das Heu naß wird! und es war so schön, so schnell getrocknet, ein wahrer Staat! Wenn sie sich ordentlich tummelten, konnte es wohl sein, daß sie es trocken hinein brachten, aber dann durfte keine Zeit versäumt werden. Schon standen die Wolken über ihnen und die Sonne hatte sich verkrochen, ganz dunkel und düster wurde es. Plötzlich sah Bärbel, daß Hansjörg bei einem Mann stand und plauderte. Er stützte sich auf seinen Rechen und hörte aufmerksam zu, plauderte dann wieder und horchte aufs neue.

„Mutter," sagte Bärbel, „jetzt sehn nur den Hansjörg an! Mit wem plaudert denn der jetzt?"

„Ei kennst 'n denn nit? 's is Gräfe Peter."

„Der? No, wann der nur nit wieder Unglück bringt."

„Ach was, schäme dich, Bärbel!"

„Ich weiß nit, mir is so arg bang."

„Geh und schaff weiter, Bärbel."

„Gucken nur, er plaudert immer noch! Hansjörg' Hansjörg!" rief sie über die Wiese hinüber „so mach doch weiter, 's wird ja ganz schwarz, mir haben kein' Zeit zum Plaudern!"

Hansjörg nickte, aber anstatt weiter zu arbeiten, nahm er den Rechen auf die Schulter und kam auf sie zu. „Bärbel," rief er schon von weitem, „es gebt Krieg."

Bärbel erschrak zuerst, dann faßte sie sich aber schnell und sagte: „'s Gräfe Peter hat's gesagt, und des glaubst du dem Dapped? Geh und arbeit weiter, es war schon oft so ein Gespreng im Dorf und herunten im Thal —"

„Diesmal soll's aber wahr sein," meinte Hansjörg.

„Geh nur wieder ans Heu, sonst bringen mir's nit trocken heim." —

Es ging aber gerade noch. Als sie's in der Scheune hatten, fing es an zu schütten, und Blitz um Blitz fuhr hernieder und der Donner krachte im Thal, daß es nur so von den Bergen widerhallte.

Sie saßen länger auf wie sonst und redeten vom Krieg, es hatte sie doch unruhig gemacht. Was sollte denn eigentlich werden, wenn Hansjörg fort mußte? Wer sollte Geld verdienen, wer die Arbeit schaffen? Jedes dachte daran, aber keines ließ es dem andern merken. Sie scherzten und plauderten, aber sie gingen mit Sorgen ins Bett und standen mit Sorgen wieder auf. Und am nächsten Tage wurden die Sorgen immer mehr, die Gerüchte vom Krieg immer bestimmter, am dritten Tage hatte Hansjörg seine Einberufung in der Hand und nun wußten sie, daß es Ernst war. Bärbel ging herum wie vor den Kopf geschlagen, sie dachte an kein Essen, an keine Arbeit, nur daß Hansjörg fortging und daß er sie zurückließ einsamer und verlassener wie nach Karls Tod.

„Der Bürgermeister hat gesagt, ihr soll'n euch an ihn wende, wenn ihr was brauch'n, er verlaßt euch nit." Das war der einzige Trost, den Hansjörg den Frauen geben konnte. Bärbel lag schluchzend mit dem Kopf auf dem Tisch, für sie war alles aus.

„Er kommt nimmer, Mutter," sagte sie, „Ihr wern's sehe, die Franzose metzlen sie all' zusammen, 's Gräfe Peter hat's gesagt."

„Jetzt glaubt sie auf einmal 's Gräfe Peter! Bet lieber zu unserm Herrgott, daß er alles zum Guten wend't, und mach's 'm Hansjörg nit gar so schwer, er geht schwerer, als mir hier bleiben." Ja er ging freilich schwer fort! „Wenn ihr nit wären und die Kinder!" sagte er dutzendmal des Tages.

Bärbel begleitete ihn bis vor das Dorf: „Schreib

bald, mir wern so Sorg habe!" Das war ihr letztes Wort; dann lief sie wie gejagt heim, leichenblaß, mit schlotternden Knien kam sie in Tiefenteich an, in der Stube fing sie plötzlich zu schreien an vor übermäßigem Leid und warf sich auf die Knie und rief zu Gott um Hilfe. Neben ihr kniete die Mutter nieder und die beiden Frauen beteten mit lauter Stimme unter Schluchzen und Weinen.

Nun begann eine harte Zeit für die beiden. Hansjörg fehlte überall und die Nahrung und das Geld fehlte auch. Die neuen Kartoffeln waren noch nicht zeitig und die alten fingen rasch zu faulen an, damit war ihnen die Hauptnahrung genommen. Milch gönnten sie sich spärlich, denn Bärbel verkaufte Butter, damit doch etwas Geld ins Haus kam. Hansjörg mit seinem Tagelohn fehlte. „Essen mir trocken Brot," sagte Bärbel eines Tages zur Mutter. „Mir is recht!" meinte die Alte, „verkauf nur Butter, was du kannst!"

Sie arbeiteten, was sie konnten, aber sie wurden nicht fertig mit der Arbeit, es blieb viel liegen, und manchmal ließ Bärbel verzweifelt die Hände sinken: „Ich kann nimmer, es is grad, wie wenn mir nix schaffe thäten!"

„Bärbel, streck dich!" mahnte die Alte, „wenn dich der Hansjörg sehe thät', er kennet dich nit!"

Schon waren ein paar Wochen verflossen und noch hatte Hansjörg nicht geschrieben. Man hörte von den ersten siegreichen Schlachten bei Weißenburg und Wörth, einzelne im Dorf hielten sich die Zeitung, die brachten die Nachrichten unter die Leute, der eine oder andere kam zur Stadt und brachte Neuigkeiten mit, ein paar Burschen aus dem Ort schrieben vom Kriegsschauplatz, und nur Hansjörg ließ nichts hören.

Eva wußte Bärbel zu trösten. „In Kriegszeite geht's nit anderst, da gehn die Brief' gar leicht verlore, ich weiß es von sechsundsechzig; deswege brauchst du nit zu verzweifle!" Bärbel nickte, aber sie glaubte es nicht. Oft stand sie stundenlang in der Nacht vor den Bettchen der Kinder und Thräne um Thräne tropfte nieder. Sie schaute den Waldweg hin, nach der Station, von dort war Hansjörg fort. Wird er den Weg durch den Wald je wieder zurückkommen? Wird er je wieder bei ihnen sitzen, mit ihnen essen? Es war nicht allein die Sorge um ihre Zukunft, sie sehnte sich nach Hansjörg. An einem Augusttag trabte 's Gräfe Peter aufs Haus zu. Bärbel erschrak gleich, als sie ihn sah. „Mutter," rief sie, „da kommt 's Gräfe Peter, wenn der nur nit wieder Unglück bringt!"

„Ach was!" machte Eva gleichgültig, doch gleich darauf schickte sie Bärbel in die andere Stub', „'s Annache greint!" Daß Bärbel hinter der Thüre stehen blieb, bemerkte sie nicht.

„Peter, was bringen Ihr?" rief sie ihm entgegen.

„Ich breng halt nix Gescheites, Eva. Ich hab' aach de Karl halb tot gebrunge und hab' de Krieg gebrunge —"

„Na was woll'n Ihr dann heut?"

„Ich han gehört, daß der Hansjörg gefalle is. Sein Tornischter is gefunne worre bei Wörth, sein Name war uff em Zettel dringestocke."

„Das is nit wahr, Peter! Wenn Ihr sonst nix wiss'n, bleib'n daheim. Ich glaub's nit."

Peter lächelte blöde und deutete auf Bärbel, die mit weit offenen Augen unter der Thüre stand.

„Aber es glaabt's!" lachte er pfiffig.

„Ja was, er is ä Simpl!" zankte die alte Eva, „der Hansjörg lebt."

„Jo unn wann er nit lebt, was porzle soll, des porzelt doch!" grinste Peter.

„Ihr wiss'n nur so wüste Sache, Peter, da brauch'n Ihr nit zu komme," sagte die Alte.

„Ich weeß aa noch was anneres! Der Borgemeeschter hot mich erunner geschickt, ich soll als schaffe, wenn Ehr mich brauch'n, und Ehr soll'n zu 'm kumm'n, Eva, hot er gesacht."

„Des laß ich mir gefalle, Peter, des is geredt, warum haben Ihr des nit gleich gesagt?"

„Ich kann nit flattere, Eva," meinte er grinsend.

„Aber schaffe kann er?"

„Allemol; ich meen schunn."

„Alloh! Alloh!" ermunterte die Alte und Peter trollte lachend ab und arbeitete wie ein Nilpferd, darin war er groß. „Bärbel, thu dich nit kränke, der Peter is so dumm, der weiß nix, ich geh' jetzt zum Herr Bürgemeister und red' mit ihm, ich glaub' ja die Geschicht' nit, bleib nur ruhig da."

Eva lief den Hohlweg hinauf ins Dorf, daß sie nimmer schnaufen konnte. Vor dem Stadthaus blieb sie stehen und ihr Herz klopfte zum Zerspringen Sie hatte doch Angst, nicht vor dem Bürgermeister, ihn kannte sie schon, als er noch mit dem Kleidchen in seines Vaters Wirtsstube im goldenen Adler herumsprang, aber sie hatte Angst wegen Hansjörg. Auf der Stiege traf sie den alten Morsch. Morsch war Gemeindediener, wer weiß wie lang schon; niemand wußte einen andern Gemeindediener wie ihn. Er war ein Original. Wenn er im Dienst war, sprach er fast nichts und das Wenige mit ungeheurer Würde; er wäre das seinem Amt schuldig, meinte er: „Ich schener' mich sunscht nit, ich mach' mei Maul uff, aber wann ich im Dienst bin, do gebt's nix."

Morsch war eine in der ganzen Umgegend bekannte Persönlichkeit, sein Spitzname war „der Kuno." Er hatte einmal einer Kuh, die von Amts wegen gepfändet wurde, nachspringen müssen bis ins nächste Dorf, wo er sie erst erwischte, und seitdem nannte ihn der Volkswitz „der Kuno" (der Kuh no, nach) und der Bürgermeister hieß ihn „Ritter Kuno." Also der „Kuno" humpelte eben die Treppen herunter, als Eva hinaufstieg.

„Ehr kummen mer grad die Paß," sagte er.

„Warum?" fragte Eva.

„Ich hätt' solle zu Euch gehn."

„Zu uns? Der Peter hat schon gesagt, daß jemand komme soll, es is doch nix?"

BLB Karlsruhe

Morsch zuckte die Achseln

„Was is es, Morsch, Ihr wissen's, is es was mit 'm Hansjörg, sagen's!"

Aber Kuno ließ sich nicht aus der Würde bringen.

„Gehn ennei!" war alles, was er noch sagte, „drin hockt er;" dabei deutete er mit dem Daumen über die Schulter nach der Thüre des Büreaus.

Der Bürgermeister nickte Eva freundlich zu: „Setzen Euch, Eva und erschrecken nit. Es ist ein Brief da, vom Hansjörg, also lebt er und Ihr braucht keine Angst zu haben der dummen Tornistergeschichte halber, die im Dorf herumgeredet wird."

„Ein Brief vom Hansjörg, Herr Bürgermeister? Gott sei's gedankt, 's is höchste Zeit. O ich dank' Ihne, ich dank' Ihne gar vielmals. Was is mir ein' Last vom Herze. Sie glauben nit —"

„Ich glaub's schon, Eva, und ich kann mir wohl denken, wie's bei Euch steht. Ich will thun, was ich kann, Ihr kommt ja allein nicht vorwärts mit der Arbeit, und wenn Ihr Euch halb zu tot plagt. Ich schick' Euch gern den Peter, wenn ich kann, Ihr müßt nur nicht auf seine dummen Reden hören, er trägt alle Geschichten aus dem Dorf zusammen. Ich lass' Euch auch nichts mehr sagen durch ihn, er bringt's doch verkehrt daher; wenn's was Wichtiges ist, so kommt der Morsch. Und geht jetzt zu meiner Frau, Eva, sie will auch mit Euch reden."

Mit vielem Danken und den Brief glücklich in der Hand tragend ging Eva. Ordentlich jugendlich lief sie die Dorfgasse hinunter auf den Adler zu. Im Wirtszimmer war's ganz still; ein paar Fliegen summten um die wenigen Biergläser, die noch ungewaschen herumstanden, es roch im Haus nach eingekochten Früchten und frischgebackenem Brot. Die Frau Wirtin und Bürgermeisterin war mit ihrem Strickzeug auf dem Ledersofa eingenickt, der Kopf hing ihr auf die Brust und das Strickzeug war bis an die Knie hinuntergerutscht. Eva blieb stehen und sah sich um, sie war schon lange nimmer da gewesen. Lieber Gott, wann kam jemand von ihnen ins Wirtshaus! Wann gab's für sie je einen „Schoppe" Bier oder ein „Piffche" Wein? Kaffee und Kartoffeln, Kartoffeln und Sauermilch, Sauermilch und Brot, jahraus jahrein. Eva seufzte. Ja die reichen Leute hatten es doch schön! Die Stube so blank, mit weißem Sand bestreut, die Krüge und Gläser hell geputzt im Glasschrank, die schöne große Hänglampe über dem Tisch, auf dem ein Strauß früher Astern, Reseda und Mohnblumen stand. Eva seufzte nochmal, aber so gründlich, daß die Adlerwirtin aus dem Schlaf auffuhr.

„Ach so, Eva, Ihr seid's! Setzen Euch, ich bring' Euch eine Tasse Kaffee, oder wollen Ihr Bier?"

„Ach Madame, ich hab' schon so lang kein Bier mehr getrunke, wann's nit zu frech is —"

„Ja natürlich hol' ich Bier. Aber Eva, schämen Euch: Madame! Ich bin die Adlerwirtin und sonst nichts. Ich wollt' Euch nur sagen, daß ich gern von Euren Frühkartoffeln will, Ihr sollen so schöne haben, und daß Ihr mir allen Butter bringen, gelt, und alle Eier, 's is jetzt so von alles. Und noch was. Ich hab' gehört, daß der Storch bei Euch kommt. Halten Euch nur an mich, ich bin da, wenn's gilt, und ist es ein Bub, so wird mein Mann Pate, und ist es ein Mädchen, ich. Ist es so recht?"

Eva war überglücklich. „Ach Gott! Ach Gott!" machte sie ein über das andere Mal, „wird der Hansjörg gucke! Er weiß von nix!"

„Er weiß von nichts?"

„Nein, 's Bärbel hat's ihm nit gesagt, er hätt' so so viel Sorge mitzunehme, hat es gemeint. Er weiß es nit, und heut hat er geschriebe, Adlerwirtin."

„Er hat geschriebe? Ihr habt den Brief? Na dann laufen aber gleich zum Bärbel."

* * *

Der Brief von Hansjörg war kurz, aber er enthielt nur Gutes. Er war gesund, hatte eigentlich nicht viel zu klagen, wenn sie nur auch gesund wären. Er dächte viel an sie, wie sie wohl mit der Arbeit fertig würden, wenn er nur da sein könnte. Bärbel und Eva arbeiteten nun nochmal so leicht.

Peter durfte ein paarmal helfen und es blieb alles so ziemlich in der Reihe. Schmale Kost gab's freilich, alle Butter und alle Eier wanderten in den Adler, aber es gab gute Kartoffeln und viel Kartoffeln, und vor dem Hunger waren sie geschützt. Peter kam oft und half bei der Arbeit, dann brachte er manchmal Schauergeschichten mit, die er unter Grinsen erzählte; besonders die Gefangenen beschäftigten ihn sehr. „Wann sie se gefange haben, wer'n se an Kette gebunne und müssen zackern als Ochse uff'm Feld und krieg'n norre Gras und Brot!" sagte er.

Bärbel war aber guten Mutes. Sie bekam im Lauf des Herbstes noch ein paar Briefe von Hansjörg, und immer schrieb er, daß er gesund sei, nur der Tabak ginge ihm ab.

Sie schrieb ihm auch, aber auf ihren letzten Brief im Spätherbste bekam sie keine Antwort mehr.

Es war Winter geworden. Das ganze Thal war eingeschneit, schmale Pfädchen zogen sich quer über die Schneefläche dem Dorfe zu, oder führten von einem einsamen Gehöfte zum andern. Die Frauen lebten traurig dahin, spärliche Botschaften vom Krieg kamen zu ihnen, abenteuerliche Gerüchte. Kehrte einmal ein Nachbar ein, so brachte er nichts Freudiges. Auf allen lastete die schwere Sorge, der lange Krieg. Fast jede Familie hatte einen Sohn, einen Bruder, einen Bräutigam im Feld, dazu der strenge harte Winter. Es gab keine lustigen „Maien" mehr wie sonst bei schnurrendem Rad und schnurrigen Reden. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und erzählten von allen möglichen Schrecknissen des Krieges, sie raunten sich zu: „der is tot, der is gefalle, der auch," und Hansjörg wurde im ganzen Dorfe für tot gesagt. Niemand sprach davon mit Bärbel und Eva, aber die beiden dachten auch so. Es kam ja kein Brief, keine Nachricht, kein Lebenszeichen. Oft standen sie am Fenster und Bärbel taute die Eisblumen auf und machte sich ein Guckloch, um auf

den Weg schauen zu können. Zweimal kam der „Kuno“ mit der Amtstasche heruntergehumpelt, er bog aber links ab ins Oberdorf. Eva machte sich eines Tages auf den Weg zum Bürgermeister. „Er is nit tot, du sollst dich nit ängstige, er steht nit auf der Liste, sagt der Bürgermeister.“ Das war aber Bärbel kein Trost. Sie ging herum und redete nicht, sie wurde immer bleicher, und viele Nächte hörte Eva sie weinen und stöhnen.

Es war ein kalter Dezemberabend, als die beiden Frauen wieder einmal beim knatternden Feuer saßen. Peter hatte ihnen Holz ins Haus geschafft, eine ordentliche Fuhre, daß sie genug für den Winter hatten. Eva wiegte „'s Annache“ in Schlaf, es war aber immer noch munter und schaute mit glänzenden Augen nach dem Petroleumlämpchen. Daneben spielte der Kleine mit Hölzern und baute Häuser und Ställe. Plötzlich fragte er: „Mutter, is wahr, daß der Pape tot is?“

„Wer sagt das?“ antwortete ihm die Großmutter.

„Der Peter. Er sagt, er käm' nimmer, er is eingegrabe.“

„Bist still!“ drohte ihm die Großmutter. Sie sah, daß Bärbel weiß wurde, aufstand und wegging. Wenn ihr nur nichts passierte! Sie war immer kränklich in der letzten Zeit, nichts machte ihr Freude, sie beachtete die Kinder kaum. Einmal hatte sie Bärbel getroffen oben im Giebelzimmer. Sie stand mit ausgebreiteten Armen vor dem Schrank, in dem die Kleider der beiden Männer hingen, und stöhnte leise und schmerzlich. Eva war ängstlich geworden, sie ging ihr auf Schritt und Tritt nach, sie war sanft und gut mit ihr, hatte alle Rauheit verloren, immer dachte sie an Bärbel, kümmerte sich um sie. Auch jetzt litt es Eva nicht lange ohne die junge Frau; sie ging ihr nach. Als sie ins Schlafzimmer kam, lag Bärbel bewußtlos auf dem Boden. Voll Angst, keuchend holte sie die Nachbarsleute, einer lief ins Dorf und die Frauen brachten Bärbel zu Bett.

Am Morgen hatten der kleine Karl und 's Annache ein Brüderchen bekommen, aber die arme Bärbel wurde sehr krank. Wochenlang mußte sie liegen, und als sie endlich aufstehen konnte, humpelte sie am Stock herum und es wurde ein trauriges Weihnachten und ein trauriges Neujahr.

In der Neujahrsnacht merkte Bärbel, daß Eva aufstand und sich zu den Kindern schlich. Sie stellte sich schlafend und atmete fest und ruhig weiter. Da hörte sie Bärbel schreien: „O du gerechter Gott! Alle Kinder ihr Vater kommen wieder, aber Euer Vater kommt nimmer.“ Alles Zureden und alles Trösten half nichts. „Er ist tot, er sieht sein Kind nit, er kommt nimmer.“ Das ließ sie sich nicht aus dem Kopf bringen.

Die Frau Bürgermeister kam oft und sah sich nach dem Patenkind um, und tröstete die Frauen „Es ist nicht verlassen, mein Mann sorgt dafür, macht Euch keinen Kummer um den Kleinen; und der Hansjörg kommt wieder, Ihr werden es sehen, er steht ja nicht unter den Toten.“

„Er is tot, er schreibt nit, 's ganz Dorf sagt's und es is so.“ Bärbel war nicht davon abzubringen.

„Kuno“ kam öfters zu ihnen und verschwätzte viele Stunden am warmen Ofen. Er brachte die Neuigkeiten, er wußte alles, er als Obrigkeit! Da kam's direkt vom Bürgermeister, und der mußte es doch wissen! Die Siegesnachrichten, die Einzelheiten von allen Schlachten, die Gefechte, alles erzählte er, wie wenn er dabei gewesen wäre. Er brachte auch hie und da Zeitungen, das war das einzige, was Bärbel noch interessierte, halbe Nächte saß sie daran und studierte.

„Aber Morsch,“ sagte eines Abends Eva zu ihm, „mir gewinnen doch immer, warum is es dann nit aus?“

„Des versteh'n Ehr nit, Eva. Jo, mir kloppen alsfort, aber es sin zehnmol meh' Franzose do als mir sin, bis se die all' totgemacht haben!“

„Die werden sie doch nit all' tot mache?“ meinte Eva, etwas mißtrauisch.

„Was dann sunscht? Wie kämen dann mir uff Paris? Die müssen all' ewegger.“

„Das kann noch lang dauern!“ seufzte Eva bekümmert.

„Ich meen's! Aber wann die wegrasiert sin, no gebt's ä Friedensfescht! Dunnerkeil! Und 's ganz Frankreich kriege mer!“

* * *

So verging der Winter, und das Frühjahr kam. Der Kleine gedieh und wurde ein frisches, rosiges Kerlchen. Der Tauwind blies durchs Thal und die Wiesen zeigten das erste, schüchterne Grün. Eva saß vorm Haus in der Sonne und wärmte sich. Da sah sie den „Kuno“ auf das Haus zuschwenken mit der Amtstasche, er kam nicht als Besuch, er sah auch ganz anderst aus, daß sie ihm schon von weitem zurief: „Morsch, was Neues?“

„Nit, daß ich wüßt'! Oder jo, es werd bald Friede gebe, es sieht ämol so aus und der Borgemeeschter meent's au. Und die hoche Herre, die müssen so was wisse. Was ich sage wollt',“ er räusperte sich, weil Bärbel unter die Hausthüre kam, „is noch keen Brief vum Hansjörg kumme?“

„Morsch, in solche Dinge versteh' ich kein Spaß,“ fuhr ihn Eva an, „Ihr wissen es selbst am beste, daß keiner gekommen is.“

„Ei, ich weeß au am beschte,“ schmunzelte er, „ich han en Brief vun em.“

„Allmächtiger, uhzen nit, Morsch!“ schrie Bärbel. Mit einem Satz war sie über die Stufen herunter, als Morsch wirklich die Tasche aufmachte und einen Brief herauszog.

„Langsam, langsam! Ich bin als Magischtratsperson do! Also der Brief is uffs Stadthaus gekumme, und weil alles gemeent und gesagt hot, der Hansjörg is tot, secht der Borgemeeschter: Morsch, secht er, nee, Ritter Kuno secht er, so heeßt er mich als ämol, den Brief machscht uff, uf mei Verantwortung hin. Den geb' ich der Bärbel nit in die

Hand, secht er, wer weeß, was drin steht, sie könnt' de Tod davun hamn, so hot er gesacht."

„Geb 'nen her, was is? Was macht er?" stammelte Bärbel.

„Ei, er macht gut, lesen norre, alla adies, ich geh weiter!"

Er lebte, er wollte kommen, er war lang krank, gefangen! Die Buchstaben tanzten vor Bärbels Augen. „Allmächtiger Gott! er kummt, Mutter, er lebt!" schrie sie und fiel ihrer Schwiegermutter um den Hals.

Als die Friedensglocken läuteten, saß Bärbel in der Kirche und betete. Ihre Augen glänzten wieder und ihre Wangen wollten sich röten. Von Tag zu Tag warteten sie auf Hansjörg, aber es verging eine Woche und er kam nicht. Am Sonntagmorgen gegen fünf wurde leise am Fenster geklopft. Bärbel sprang sofort auf. „Mutter, der Hansjörg," schrie sie, „ich hab' ihn am Klopfen gekennt!" Und wirklich stand der Hansjörg draußen und lachte und weinte und nahm sie in die Arme.

„Hansjörg," rief Eva voll Ungeduld, „was meinst, du hast en Bu!"

„Ich en Bu? Ich weiß ja von nix —"

„So guck 'n nur an, wie lieb! und en feine Paten hot er, den Herrn Bürgermeister!"

„War schon Tauf'?" fragte Hansjörg.

Und er nahm den Buben auf den Arm und umschlang Bärbel und küßte sie auf den Mund.

„O schon lang," lachte Bärbel, „da bist du noch tief drin gesteckt an der spanische Grenz'."

„Und war's eine ordentliche Taufe?"

„Des könnt' man grad nit sage," meinte die Alte.

„Da wird sie gehalte am nächste Sonntag, und Friedensfest dazu! Hurra! Weil ich euch nun wieder hab', und des Kind dazu!"

Und er nahm den Buben auf den Arm und umschlang Bärbel und küßte sie auf den Mund. Es war der erste Kuß in ihrer zweiten Ehe.

Ein seltsamer Widerruf.

In einem Städtchen der unteilbaren schweizerischen Republik — wobei ich den Setzer ersuche, sich nicht etwa vom Druckfehlerteufel beschleichen zu lassen und „unheilbaren" zu setzen — von welchem kein Lied, kein Sagenbuch meldet, obzwar es dort an jedem Samstag Händel im Wirtshaus absetzt, waren jüngst einige Bürger beider Konfessionen im „goldenen Hirsch" friedsam beisammen, und jeder trank sein gewohntes Schöpplein, und sintemal der Hirschenwirt wegen eines gewonnenen Prozesses heute gut gelaunt war und vom „Besseren" ausschenkte, so wurden aus dem Schöpplein ihrer zwei, vielleicht auch drei, also daß in die fröhlichen Trinker zuletzt der Teufel des Kulturkampfes fuhr und ihnen allerlei böse Worte ins Ohr zischelte und aufhetzte einen wider den anderen, maßen er wußte, daß sie in Glaubenssachen nicht einerlei Gesinnung waren. Und also machte der ein', als welche gern mit dem Hammer dreinfuhr, denn er war Grobschmied seines Zeichens, allerlei unliebsame und grobkörnige Witze über die Herren zu Freiburg, so ihre Hochschule „verlotterten" (damit meint' er, durch die berüchtigte Lotterie in die Höhe zu bringen suchten) und durch solch Lumpenzeug dem Teufel ins Handwerk pfuschten. Und obzwar er nicht so sehr im Unrecht war, griff er jedennoch seinem vis-à-vis, der nicht nur mit den Freiburger Regenten gesinnungsverwandt, sondern Abnehmer etlicher Lose aus dem großen Meisenschlag war, ins Herz, also daß dieser Widerpart hielt und, ob er gleich kein Gerber, sondern bloß ein Bartsalber war, einer dem Luthero und den Reformatoribus anheimgefallenen Regierung weidlich das Fell gerbte. Und da nun sein obgenannter Widersacher voll Zornes schnaubte, wie der Blasebalg in seiner Schmiede, und Feuer und Flamme spie, gleich seiner Esse, und mit wuchtigen Streichen auf die „Wallfahrten" und den „Ablaßkram" und andere Stücke aus dem „güldenen Schatzkästlein" eines frommen

Katholiken loshämmerte, da war auf einmal die Kriegsfurie losgelassen und warf den Feuerbrand unter die friedsame Gesellschaft. Nicht zwar, daß sie ihren Glauben einander mit den Schoppengläsern ins Gesicht gezeichnet hätten, aber es war schon genug und übergenug an dem Feldgeschrei, so der wutschäumende Schmied seinem vis-à-vis ins Ohr donnerte: „Du Lump, du bist nicht wert, daß ein Ehrenmann dir ins Gesicht spuckt!" — Ja, so rief der erboste Schmied und hätte um ein Haar das gethan, was er meinte, daß es ein „Ehrenmann" eben nicht thue. Das war selbst für die Haut eines christlichen Dulders, geschweige denn für die eines reizbaren Bartsalbers denn doch eine allzuscharfe Beize; letzterer nahm daher seinen Hut, und „das sollst du mir an einem andern Orte heimzahlen" eifernd, ging er entrüstet von dannen. Und also standen die beiden Glaubenskämpfer am nächsten Gerichtstag vor den Schranken der heiligen Justitia und ward dem Missethäter von Schmied das Urteil gesprochen, daß er, nebst anderer Buße, sein böses Wort, so er wider den Gerber gesprochen, im ‚Lichtfreund' — also hieß das Nachrichtenblatt des Städtchens — widerrufen solle. Also gesprochen vom Richter und vom Schmied gethan, wie folgt:

„Du Lump, du bist nicht wert, daß ein Ehrenmann dir ins Gesicht spuckt!" — Ja, so rief der erboste Schmied.

„Ich Unterzeichneter erkläre anmit öffentlich, daß ich, in Befolgung des über mich in Sachen Ehrenbeleidigung ergangenen Richterspruchs meine gegen den Bartsalber G. gesprochenen Worte, dahin lautend, er sei ein Lump und nicht wert, daß ihm ein Ehrenmann ins Gesicht spucke — hiermit zurücknehmen muß und daß selbiger doch wert sei, daß ihm ein Ehrenmann ins Gesicht spucke.

Am Tage Ambrosii

G. H.
Huf- und Grobschmied."

Daß der Bartsalber ob dieser Erklärung aus dem Häuslein kam, kann man sich denken, aber er war nicht von heute. „Ein Quentchen Klugheit," dachte er schließlich, „wiegt schwerer als ein Pfund Zorn," setzte sich hin und schrieb auf eigene Faust folgende Erklärung an den „Lichtfreund":

„Maßen der Grobschmied G. H., wie er selber eingesteht, im Groben arbeitet, hat er in seinem Widerruf eine Kleinigkeit übersehen, nämlich er hat den Lump für sich behalten, was ich hiermit dem Publikum der Wahrheit zuliebe gern mitteile.

Am Tage Anastasia

G. G.
Kosmetiker."

Der Hund als Lebensretter.

Bei Bingen war's und spät am Abend, als eine lustige Gesellschaft, die sich's in dem fröhlichen Rheinstädtlein gar wohl hatte sein lassen, wieder an den Fluß kam, um sich übersetzen zu lassen. Aber die Dampffähre hatte nicht gewartet, bis sie den letzten Schoppen leer hatten, und so hieß es im Kahne übersetzen. Ueber zwanzig in solch kleinem Kahne? Aber keiner dachte daran, keiner legte sich die Frage vor. „Immer herein, was Platz hat." Lachend wurde eingestiegen. Nur als die Reihe ans Jockerl kam, was ein munterer Spitz war, den ein Ehepaar aus dem Rheingau zu der Partie mitgenommen hatte, da wollte das nicht. Die Frau gab ihm die schönsten Namen — es kam nicht in den Kahn; der Mann schlug nach ihm, mit eingekniffenem Schwanze wich der Hund aus und winselte herzerbärmiglich dazu. „Laßt doch den Hund aus," schrie da einer aus der Gesellschaft, „das dumme Tier!" „Nein," erwiderte die Frau, „ohne den Hund fahre ich nicht." Sie und ihr Mann stiegen wieder aus dem Kahne; lustig kläffend folgte ihnen jetzt der Hund zur Eisenbahnstation, mit der Eisenbahn kehrten sie heim.

Der Kahn aber war während der Fahrt leck geworden, und mitten im Strome war er untergegangen; so gut wie alle, die darin Platz genommen, ertranken. Der Hund, „das dumme Tier", war gescheiter als alle gewesen; ihm verdankten es Mann und Frau, daß sie am Leben blieben.

Ob sie's ihm beide aber auch ihr Lebtag wirklich gedenken werden? So fragt der Hinkende und macht ein dickes Fragezeichen dazu.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe